

Zeitschrift: Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

Herausgeber: Verein kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

Band: 14 (1907)

Heft: 15

Anhang: Beilage zu Nummer 15 der "Pädagogischen Blätter"

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gedanken über das Philosophiestudium für Gebildete.

Von Rektor Dr. P. J. B. Egger, O. S. B.

Wir Katholiken sind mit den Gliedern einer Königsfamilie zu vergleichen, die vielfach durch dies Leben pilgern und über Armut klagen, ohne sich der reichen im Vaterhaus hinterlegten Schätze jemals bewußt zu werden. Wir meinen hier nicht die übernatürlichen Schätze der Wahrheit und Gnade, welche die katholische Kirche durch die Jahrhunderte trägt und an alle austeilt, die guten Willens sind, sondern wir meinen hier lediglich die Schätze der Natur, die Schätze der Wissenschaft und Kultur, deren Trägerin und Vermittlerin die Kirche ist, und als deren Erbe und Mitbesitzer sich jeder Katholik mit Selbstbewußtsein und Freude da rühmen darf.

„Willst du Weisheitsworte hören, graue Männer mußt du fragen,“ sagt der Dichter schön. Aber in unserer Zeit der „Plakatphilosophie“ und des Marktschreiertums will man nicht mehr zur uralten katholischen Kirche gehen, die über die erprobte, reife Lebensweisheit von zwei Jahrtausenden verfügt. Diese weltkluge, welterfahrene Seherin, die stillen aber majestätischen Schrittes durch die Zeiten wandelt, wird in den Hintergrund geschoben von jenen aufdringlichen Wunderdoktoren, die dahergeschritten kommen mit großem Schalle, die ihren ungegorenen Most auf dem lauten Markt des Lebens als Panacee für alle Schäden der Menschheit und der Zeit auskündigen, aber ebenso schnell wieder von der Bildfläche verschwinden, wie der „billige Jakob“ mit seinem Kram vom Jahrmarkt.

Was ist innerhalb der letzten Jahrzehnte nicht alles als Weisheit und Wahrheit, als Lösung aller Welträtsel ausgekündigt worden, in Zeitungen, in Zeitschriften, in der wissenschaftlichen und schönen Literatur! Welch enorme Produktion und dementsprechend, Welch enormer Konsum! Nicht bloß aus unserem, sondern auch aus dem gegnerischen Lager tönt vielfach die Klage, daß wie bei den Kleidern die eine Mode die andere ablöse, so nun auch in der Wissenschaft das Modetum aufgekommen sei und man mit der Phrase: „das ist nicht mehr Mode, das ist nicht modern“, dasjenige zum alten Eisen werfe, was der Menschheit durch Jahrtausende heilig gewesen ist.

Leider lassen sich nicht selten auch Katholiken, namentlich aus den gebildeten Kreisen, von diesem Modegölkentum hinreißen und geben sich der Lektüre und dem Studium der akatholischen Literatur hin, finden

aber keine Zeit, sich mit der katholischen Literatur zu beschäftigen und kennen dieselbe deshalb viel zu wenig. Daß sich das akatholische Gelehrtentum um die katholische Literatur wenig oder gar nicht kümmert, ist, wenn auch nicht verzeihlich, so doch begreiflich. Aber unverzeihlich ist es, daß wir Katholiken unsere großartige wissenschaftliche Vergangenheit und rege wissenschaftliche Gegenwart auf allen Gebieten der Forschung viel zu wenig würdigen, viel zu wenig schätzen, weil wir sie eben viel zu wenig kennen. Von den großen Männern, ja von den Riesengeistern der patristischen und scholastischen Periode wollen wir gar nicht reden. Aber es ist traurig, wenn man akademische Lehrer fragt, wie es tatsächlich geschehen ist:

„Wie erziehen Sie denn heute die studierende Jugend? Die Herren wissen ihre eigene Geschichte vielfach nicht einmal auf 25 Jahre zurück. Von Philipps, von Walter, von Lee, von Heinrich, Denzinger, Scheeben, Hergenröther, ja selbst Hettinger sind nicht einmal die Namen im Kopf, von Görres und Möhler gar nicht zu reden. Nur Harnack und wieder nur Harnack und dann etwa noch Wellhausen, das ist aber auch alles.“

Man mißverstehe mich nicht! Ich will damit durchaus nicht die Praxis verdammen, auch die nichtkatholische Literatur zu Rate zu ziehen. Im Gegenteil, das gerade erachten wir als einen hohen Vorzug der katholischen Wissenschaft, von den Kirchenvätern angefangen bis in die Gegenwart heraus, daß sie das Wahre und Gute nimmt, wo immer es sich findet; katholisch sein, heißt ja universell sein, heißt allseitig sein, heißt allgemein sein. Allein wir wollen in erster Linie unsere katholische Literatur und unsere katholischen Zeitschriften kaufen, lesen, benutzen und zitieren, und zwar deshalb, weil sich darin des Gleiche oft viel besser, jedenfalls nicht schlechter gesagt findet, und nicht nach dem geflügelten Worte handeln, das in neuerer Zeit in Umlauf gesetzt wurde: „Catholica sunt, non leguntur“, das ist „katholisch, wird nicht gelesen!“ Wie ist es da zu verwundern, daß man bei katholischen Gebildeten nicht selten einer pessimistischen Stimmung begegnet und über Rückständigkeit, über Inferiorität der katholischen Literatur klagen hört? Sie ist eben für manche leider nicht vorhanden, weil sie sie nicht kennen. Man kaufe, lese und studiere also unsere katholischen Schriftsteller, und man wird die pessimistische Stimmung verlieren und nicht noch weiter das bemühende Schauspiel erleben müssen, daß wir Katholiken von akatholischer Seite auf unsere verborgenen Schätze, auf unsere Größen aufmerksam gemacht werden müssen. Nicht ein Katholik, sondern Mag Harden hat in seiner „Zukunft“ den Satz niedergeschrieben:

„Die Lebensleistung eines Janssen, Kraus, Pastor und Hertling ist beträchtlicher als die ganzer Duzende lutherischer Gelehrten.“

Man erinnert sich noch an die kleinlichen, erbärmlichen Mörgeleien, die man in katholischen Zeitungen und Zeitschriften über Denisles „Luther“ zu lesen bekam. Und nun kommt ein protestantischer Professor der Universität Gießen Dr. W. Köhler und schreibt in der Nummer 45 (1906) der sehr angesehenen „Deutschen Literaturzeitung“ über das Werk des großen Dominikaners folgendes Urteil nieder:

„Pater Heinrich Denisle ist am 10. Juni 1905 gestorben. Sein Lutherwerk hat ihn kurz vor seinem Tode in einen Sturm der öffentlichen Meinung hineingebracht, der auf die Gesundheit des von Natur sehr sensibeln Gelehrten sicherlich nicht ohne Einfluß geblieben ist. Das rein menschliche Empfinden wie die Wissenschaft freut sich darüber, daß er unmittelbar vor seinem Tode noch den Teil seines Lutherwerkes vollenden konnte, der als gelehrte Leistung der beste ist; noch einmal das stupende Wissen und den rastlosen Spürreifer des Dominikaners zeigt jene Serie von Auslegungen der Paulusstelle Röm 1. 17 im Mittelaltar. Rein äußerlich betrachtet handelt es sich dabei um ein kleines Problem der Lutherforschung, tatsächlich ist jener Band ein außerordentlich wertvoller Beitrag zur Geschichte des Paulinismus, der Quelle der lutherischen Theologie. Denisles „Luther“ ist in seiner Art unvergänglich. Nicht nur, daß er neue Probleme gezeigt, die die Lutherforschung auf Jahre hinaus beschäftigen wird; nicht nur, daß er in manchem Detail, sei es der Textkritik, sei es der lutherischen Theologie, neue bleibende Kenntnisse brachte, sein Luch ist vor allem der klassische Abschluß einer Richtung katholischer Lutherforschung, deren Wurzeln in die konfessionelle Polemik des 16. Jahrhunderts zurückreichen. Natürlich kleine Nachklaffer werden sich noch einstellen, aber man wird sie unter die Kleinen rechnen. Im Reiche der Großen, d. h. der wissenschaftlichen katholischen Forschung, wird ein zweiter Denisle als Lutherforscher nicht mehr kommen. Die katholische Lutherarbeit ist Dank Denisle reger denn je, und wir freuen uns darüber. Aber man macht es in Zukunft nicht mehr, wie er es gemacht hat. Auf neuen Wegen oder wenigstens gereinigten Bahnen sucht man dem Verständnis der präkären Figur des Wittenberger Reformators nahe zu kommen.“

Auf dem Gebiete der Philosophie ist es der Berlinerprofessor Paulsen, der, ohne es zu wollen, einfach durch die Logik der Tatsachen getrieben, die Superiorität der katholischen Philosophie gegenüber der akatholischen hat anerkennen müssen. Den Beweis hiefür werden wir im folgenden ausführlich erbringen. Es ist nämlich unsere Absicht, die katholische Lehrerwelt und gebildete Katholiken überhaupt zum Studium einer Wissenschaft anzuregen, welche bei der heutigen Prinzipienlosigkeit und beim Wirrwarr der widersprechendsten Meinungen von ungeheurer Wichtigkeit ist, wir meinen das Studium der Philosophie. Wir entledigen uns dieser Aufgabe in drei Punkten. **Erstens** besprechen wir ein sehr passendes Lehrbuch zum Privatstudium der Philosophie, **zweitens** zeigen wir die Wichtigkeit der Philosophie für

die verschiedenen Wissenszweige, **driftens** beweisen wir die Superiorität der katholischen Philosophie gegenüber der akatholischen.

I. Ein vorzügliches Buch für das Privatstudium der Philosophie.

Da die Lehrerbildungsanstalt nicht einen abgeschlossenen Kursus der Philosophie bieten kann, sondern nur jene philosophischen Disziplinen behandelt, die zum Verständnis der Pädagogik und Methodik notwendig sind; da ferner in der Schweiz nur die katholischen Literargymnasien Einsiedeln, Luzern und Sarnen, wozu, wie verlautet, innerhalb kurzer Zeit auch Engelberg und Stans kommen, die Philosophie in den beiden obersten Klassen systematisch behandeln (Schwyz absolviert die Philosophie in einem Jahreskurs), so sind die Lehrer und alle jene Gebildeten, welche ihre Studien nicht an einem jener Gymnasien gemacht haben, wollen sie sich eine ausreichende philosophische Bildung erwerben, auf Privatthätigkeit angewiesen, es sei denn, daß sie, wozu die wenigsten in der Lage sein dürften, an einer katholischen Akademie oder Universität ihre philosophische Bildung holen.

Beim Privatstudium nun hat das Buch den Lehrer zu ersetzen, und es kommt alles darauf an, ein Buch zu wählen, welches das Studium anregend und fruchtbringend macht, welches in leicht faßlicher Sprache und klarer übersichtlicher Darstellung in die verschiedenen Zweige der Philosophie einführt. Der alte Stöckl in allen Ehren! Er hat Jahrzehnte lang den Zwecken des Privatstudiums und der Orientierung gedient und leistet auch jetzt noch in der Neuausgabe gute Dienste. Er hat die traditionelle Philosophie zuerst in allgemein verständlicher deutscher Sprache systematisch zur Darstellung gebracht, und man sagt, daß die deutschen Parlamentarier, welche im Reichstag zur Zeit des Kulturkampfes so begeistert die Rechte der Kirche und der Katholiken verfochten und die Sophismen der Gegner so schlagfertig aufdeckten und zurückwiesen, ihre philosophische Bildung größtenteils durch Privatstudium aus Stöckl geschöpft haben.

Aber die Zeit schreitet vorwärts, neue Entdeckungen werden gemacht, neue Tatsachen aufgedeckt, die Hypothese wird zur Theorie, neue Probleme rücken in den Vordergrund, neue Methoden werden angewandt, und das alles hat auch seine Rückwirkung auf die Philosophie. Die allgemeinen Prinzipien bleiben sich gleich, aber sie erfahren eine verschiedene Anwendung, das Material von dem der Philosoph seine Schlüsse abzieht, ändert sich, ebenso die Methode der Darstellung, die

Stellungnahme zu gewissen philosophischen Zeitströmungen und Problemen. Und da sind wir nun in der erfreulichen Lage, die Lehrwelt sowie jeden Gebildeten, der sich durch Selbstunterricht philosophisch schulen will, auf ein Buch hinzuweisen, das diesem Zwecke ganz vorzüglich entspricht. Es ist das „Lehrbuch der Philosophie auf aristotelisch-scholastischer Grundlage zum Gebrauch an höheren Lehranstalten und zum Selbstunterricht“, erschienen bei der Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau 1904 bis 1906 von Alfons Lehmen S. J.¹⁾

Was man von einem Lehrbuch verlangen muß, wenn es dem Selbstunterricht dienen soll, das ist vor allem Klarheit und Übersichtlichkeit der Darstellung, sodann Kürze und Präzision bei relativer Vollständigkeit und endlich Zuverlässigkeit der Doktrin. In allen diesen Beziehungen zeichnet sich das Werk aus. Die Behandlung und Auseinandersetzung der schwierigsten Fragen ist so einfach und lichtvoll, daß man beim ersten oberflächlichen Lesen versucht ist, zu glauben, der Verfasser habe es mit Absicht vermieden, in die Tiefe zu gehen. Erst bei näherer Prüfung stellt sich heraus, daß er keiner Schwierigkeit aus dem Wege gegangen, sondern bei dunkeln Punkten absichtlich länger verweilt, um dieselben auch für den weniger gebildeten Leser recht einleuchtend und verständlich zu machen.

Will man aber einen Gegenstand klar auseinanderlegen und durch passende konkrete Vergleiche veranschaulichen, so verfällt man gern in den Fehler der Weiterschweifigkeit, von dem wir den alten Stöckl nicht ganz freisprechen können. Auch diese Klippe hat Lehmen sorgfältig zu vermeiden gewußt. Wenn die Kosmologie und Psychologie der umfangreichste Teil geworden ist, so begreift sich das aus den zahlreichen Problemen, welche in diesen beiden philosophischen Disziplinen in neuerer Zeit aufgetaucht sind, und die, je nach ihrer Wichtigkeit, mehr oder weniger Berücksichtigung verlangt haben. Allein geradezu staunenswert ist, wie der weitwichtige Stoff auf dem Gebiete der Theodicee und der Moralphilosophie so bündig und doch so ziemlich erschöpfend behandelt ist.

¹⁾ Das ganze Werk umfaßt vier Bände gr. 8°.

I. Logik, Kritik und Ontologie (XVI. u. 447). 2. Aufl. M. 5 — geb. M. 6.80.

II. Kosmologie und Psychologie (XIX. u. 540). 2. Aufl. M. 6 — geb. M. 7.80.

III. Theodicee (XIII. u. 270). 2. Aufl. M. 3.40). geb. M. 5.

IV. Moralphilosophie (XII. u. 334) jüngst erschienen. M. 4 — geb. M. 5.80.

In bezug auf die Doktrin bietet Lehmanns Buch den Gesamtstoff, wie er in den scholastischen Werken überlieferungsgemäß geboten wird; zugleich zeigt sich in demselben überall ein offenes Auge für moderne philosophische Zeitströmungen, die an Hand der traditionellen Prinzipien gewertet werden. Ältere scholastische Streitfragen, denen wir noch hier und da in Lehrbüchern der Philosophie begegnen, sind entweder nur ganz obiter berührt oder gänzlich ausgeschaltet, was wir lebhaft begrüßen. Der Verfasser hätte nach unserer Ansicht hierin sogar noch weiter gehen dürfen und Schulfragen von mehr spekulativem und theoretischem Interesse zu Gunsten moderner aktueller Streit- und Zeitfragen zurückstellen dürfen. Auch in bezug auf die moderne philosophische Namengebung wären wir weiter gegangen. Ohne die Gräzismen Häckels zu befürworten, ist z. B. der Ausdruck „Dyásteologie“ nun einmal in der philosophischen Terminologie eingebürgert und drückt die Sache ja kurz und treffend aus.

Wer selbst einen vollständigen Kursus der Philosophie, angefangen von der Logik bis zur Religionsphilosophie und der Philosophiegeschichte durchgemacht hat, der wird ermessen können, welche immense Anforderungen die gegenwärtige Zeit an einen Lehrer der Philosophie, oder, was gleichbedeutend ist, an einen solchen stellt, der das ganze Gebiet der Philosophie systematisch zur Darstellung bringen will. Neben den für einen Philosophen unerläßlichen natürlichen Gaben als: spekulative Veranlagung, kritischen Scharfblick, Klarheit der Darstellung, pädagogischen Takt, fordert die Gegenwart vom Philosophen ein gewaltiges positives Wissen in den sprachlich-historischen wie in den naturwissenschaftlichen und mathematischen Disziplinen. Kein Fach stellt an den Lehrer eine so umfassende allgemeine Bildung, wie gerade die Philosophie. Ein Lehrer der Philosophie sollte ein gründlich geschulter Philolog und Historiker, ein tüchtiger Biolog, Chemiker, Physiker und Mathematiker sein, nebenbei sollte er noch ein gewisses Maß von positiven Kenntnissen im Recht, in der Nationalökonomie, in der Staatswissenschaft und Soziologie besitzen. Man wende nicht ein, der Philosoph könne ja in den einzelnen Disziplinen seines Faches, in denen er seine Deduktionen auf den Tatsachen anderer Wissenszweige aufbauen muß, anerkannte Fachmänner zu Rate ziehen und auf ihren Ausführungen sich stützen. Das ist ja ganz richtig, das kann er und muß er. Allein er muß nebenbei doch auch ein selbständiges Urteil in Sachen besitzen, denn wie oft geschieht es, daß verschiedene Autoren, die für sich die Fachmannschaft in Anspruch nehmen, in einer Frage von einander abweichen; ich erinnere nur an den heillosen Wirrwarr, der in der mo-

bernen Biologie und Psychologie herrscht. Daher ist es begreiflich, daß in neuester Zeit das Spezialistentum auch in die Philosophie einzudringen beginnt aus dem einfachen Grunde, weil es für eine Person sehr schwer ist, den ganzen weitsichtigen Stoff zu beherrschen. So teilt man dem einen Lehrer die allgemeinen und grundlegenden philosophischen Disziplinen: Logik, Kritik und Metaphysik und allenfalls noch allgemeine und spezielle Moralphilosophie zu, während man dem anderen jene speziellen Zweige der Philosophie zuweist, welche Kenntnisse in den Erfahrungswissenschaften zur Voraussetzung haben, wir meinen die Kosmologie, Psychologie und Theodicee. Es ist hier nicht der Platz, uns über die Vorteile und Nachteile dieses Systems zu äußern. Unsere Ausführungen verfolgen lediglich den Zweck, die Tatsache zu erklären, daß von der Kritik an unserem, von einem Verfasser stammenden Werke neben aller Anerkennung auch verschiedene Ausstellungen gemacht worden sind.

Der naturwissenschaftlich gerichtete Philosoph wünscht mehr Rücksichtnahme auf die Erfahrungswissenschaften; der Historiker verlangt, daß mehr Philosophiegeschichte in das Werk hineingearbeitet werde; der Apologet findet dieselben Einwürfe, die in der Gegenwart gegen die traditionellen philosophischen Wahrheiten erhoben werden, zu wenig berücksichtigt; der Neolog wünscht eine ausgedehntere Würdigung der modernen philosophischen Arbeit mit ihren Richtungen, mit ihren Gedankengängen, ihrer Sprechweise u. s. w. Diesen Ausstellungen gegenüber könnte man zunächst bemerken, daß es sich hier um keine Geschichte der Philosophie, um keine Apologie, um keine kritische Behandlung der modernen philosophischen Systeme, noch weniger um eine Enzyklopädie der Philosophie, sondern eben um ein Lehrbuch der Philosophie handelt und zwar der „immertwährenden Philosophie“ (*philosophia perennis*), von Thales bis in unsere Zeit herein, um ein Lehrbuch, in welchem Altes und Neues am Maßstabe der ewigen unvergänglichen Prinzipien zu messen ist.

Damit soll jedoch nicht in Abrede gestellt werden, daß diese und jene Ausstellung begründet ist, und daß z. B. Gutberlet in der Behandlung der Kosmologie und Psychologie mehr dasjenige darstellt, was man auf der Höhe der Zeit stehen nennt. Allein für den Studierenden mit einer bloßen Durchschnittsbildung ist Gutberlet entschieden zu hoch, und sogar Exzeisten, die in den mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern jene Vorbildung besaßen, die an einem achtklassigen Literaturgymnasium erworben werden kann, mußten wir einzelne Beweisgänge Gutberlets mundgerecht machen, da sie sonst nicht verstanden worden wären.

Was nun die Rücksichtnahme auf die Philosophiegeschichte anlangt, so finden wir bei Lehmen mehr als in anderen Lehrbüchern, und das begrüßen wir lebhaft. Denn wir selbst wissen aus Erfahrung, mit welchem Interesse die Schüler die Entwicklung und die Wandlungen eines philosophischen Problems im Laufe der Geschichte verfolgen. Wir haben seinerzeit z. B. die Frage der Teleologie, der Deszendenzlehre, der Urzeugung, die Frage nach dem Ursprung des Staates, die Schulfrage u. s. w. historisch behandelt und damit sehr angenehme Erfahrungen gemacht. Denn wird ein Problem nicht abgerissen vorgeführt, sondern in den Fluß der Geschichte gestellt, so werden die Schüler viel leichter in dessen Verständnis eingeführt und erkennen viel klarer dessen Tragweite. Und dann liegt in dieser Methode auch ein pädagogischer Zweck. Denn sie bietet ein heilsames Gegengewicht gegen die Vernachlässigung, ja Verachtung der wissenschaftlichen Tradition der Vorzeit, welche in der Gegenwart zum unberechenbaren Schaden der philosophischen Wissenschaft, trotz aller traurigen Erfahrungen, immer weiter um sich zu greifen droht. Allein es ist bei dieser Behandlung auch eine Gefahr vorhanden, daß man nämlich zu weitläufig wird und nicht von Fleck kommt. Denn es soll die ganze Philosophie im Zusammenhang und nicht einzelne abgerissene Fragen behandelt werden. So wird der Verfasser sich durch seine Kritiker kaum bestimmen lassen, die Geschichte der Philosophie noch mehr zu berücksichtigen, als er es bereits getan hat, denn er müßte sich dann in der prinzipiellen und apologetischen Behandlung mehr einschränken, was seiner Arbeit sicherlich nicht zum Vorteil gereichen würde.

In bezug auf die apologetische Seite seines Werkes scheint mir der Verfasser im großen und ganzen die richtige Mitte gehalten zu haben. Zu viel Kontroverse schadet einem Lehrbuch. Die Hauptsache ist und bleibt immer die positive Behandlung der Fragen, denn für den verständnisvollen Schüler fallen die Einwürfe dann größtenteils von selbst dahin. Wird aber das Positive zu gunsten der Polemik vernachlässiget, so bekommt der Schüler nie einen klaren Begriff von der Sache, er ist nicht prinzipienfest, sondern schwankt unentschieden hin und her. Alle Einwürfe gegen eine Frage können ja nicht behandelt werden, sondern es kommt darauf an, eine vernünftige Auswahl zu treffen. Es gibt Einwürfe, die immer und immer wieder aufgetischt werden, obwohl sie schon hundertmal widerlegt worden sind, und Einwürfe, die vor Zeiten erhoben wurden, jetzt aber gänzlich fallen gelassen sind. Ebenso giebt es philosophische Systeme, welche früher einen gewaltigen Einfluß auf die ganze philosophische Strömung hatten, gegen-

wärtig aber, den einen oder anderen Sonderling abgerechnet, keine Anhänger mehr zählen. Man hat sich in einem Lehrbuch also zu fragen: Hat diese abweichende Anschauung, hat dies System noch aktuelle Bedeutung, oder gehört es bereits der Geschichte an? Und je nachdem die Antwort bejahend oder verneinend lautet, wird man auf die Sache eintreten oder sie fallen lassen. Und da hätten wir gewünscht, daß die „Gefühlsreligion“, als deren Repräsentanten bloß Schleiermacher und Paulsen namhaft gemacht werden, ausführlicher zur Behandlung gekommen wäre, denn der „Gefühlstheismus“ in seinen zahllosen Schattierungen nimmt in gegenwärtiger Zeit die breiteste Strömung in der außerkatholischen Religiosität ein; es herrscht ein eigentlicher Kampf gegen den Intellektualismus. Ferner hätten wir die „Laienmoral“ und die damit zusammenhängenden „Gesellschaften für ethische Kultur“ einer ausführlichen Würdigung unterzogen; letztere werden unseres Wissens nicht einmal erwähnt. Diese Fragen sind wenigstens ebenso wichtig und aktuell, wie die Systeme des Kommunismus und Sozialismus, welche eine verhältnismäßig sehr ausgedehnte Behandlung erfahren. Neben Schopenhauer hätten wir auch Nietzsche mehr hereingezogen, namentlich in der Moral, denn es ist nun einmal Tatsache, daß diese bei den Philosophen, wenn man letzteren einen solchen nennen darf, von der akademischen Jugend (für welche das Werk ja auch berechnet ist) und von den Gebildeten überhaupt, wegen ihrer geistreichen, stellenweise glänzenden Diktion am meisten gelesen werden. Und wie viel Nietzscheanismus spuckt in der modernen sogenannten schönen Literatur! Dafür würden wir Hegel kürzer behandeln. Von diesem in der Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts allmächtigen Philosophen schrieb der Berliner Gymnasialprofessor Peter Corssen schon im Jahre 1898:

„Die Zeiten sind glücklicherweise vorüber, wo man sich mit Hegelscher Philosophie den Kopf verbarb.“

Und der Zoolog Driesch nennt zwei Jahre früher die Hegelsche Philosophie „ein Kuriosum“ des 19. Jahrhunderts,

„eine Variation über das Thema, wie man eine Generation an der Nase fährt und nicht gerade geeignet, unser scheidendes Säkulum in den Augen späterer Geschlechter besonders zu heben.“

Hingegen ist der „Altruismus“ (vivro pour autrui) August Comte's noch nicht so ausgeschaltet, daß man ihn übergehen sollte. Ferner hätte der Buddhismus nicht bloß in der Theodicee angeführt werden sollen, um zu zeigen, daß Buddhismus nicht gleichbedeutend ist mit Atheismus, sondern auch in der Moral. Wie viele Abnehmer und

Berschleißer diese hauptsächlich vom „People of shopkeepers“ aus Asien nach Europa importierte Schwindelware auch beim „Volke der Denker“ findet, zeigt die sehr lesenswerte Schrift von Peter Sinthern: „Buddhismus und Buddhistische Strömungen in der Gegenwart“, erschienen im Verlag der Alphonsumbuchhandlung, Münster in Westf. 1906.

Doch alle diese Ausstellungen sollen der Gediegenheit des ganzen Werkes keinen Abbruch tun, sondern bloß unsere Sympathie und unser lebhaftes Interesse für dasselbe bekunden. Der beste Beweis dafür, daß unsere Kritik bloß Nebensächliches beschlägt, ist die erfreuliche Tatsache, daß das umfangreiche Buch innerhalb kurzer Zeit eine zweite Auflage erlebt hat. Jetzt, nachdem es dem Verfasser vergönnt ist, das ganze Werk vollendet vor sich zu sehen, kann er bei folgenden Neuauflagen immer noch seine bessernde Hand anlegen, ausscheidend, zusammenziehend, ergänzend und erweiternd.

Zum Schlusse geben wir dem Leser eine Probe der Darstellung Lehmens, und zwar wählen wir einen kurzen Abschnitt aus der Einleitung, der zu unserem Thema über das Philosophiestudium in Beziehung steht, nämlich jenen Passus, wo er sich über den „Wert der Philosophie“ verbreitet:

„Eine Wissenschaft ist um so wertvoller, je wichtiger und erhabener ihr Gegenstand ist. Denn die Erkenntnis ist eine Vereinigung des Verstandes mit seinem Gegenstande und folglich eine Vervollkommnung des Erkennenden durch das Erkannte. Je erhabener also der erkannte Gegenstand, desto größer die Vollkommenheit, welche dem Erkennenden daraus erwächst. Nun ist aber der Gegenstand der Philosophie größer und erhabener, als der jeder andern natürlichen Wissenschaft. Sie beschäftigt sich mit dem Weltall, mit der menschlichen Seele, mit Gott, dem Ursprung und Endziel beider. Und diesen ihren Gegenstand faßt sie von der erhabensten Seite, nämlich in seinen tiefsten und letzten Gründen, auf. Daher entspricht auch das Studium der Philosophie so sehr dem Streben des menschlichen Geistes, der, für die Wahrheit erschaffen, nur dann Befriedigung findet, wenn er die letzten Gründe der Dinge und die letzte Ursache der Erscheinungen entdeckt und somit die volle Wahrheit erfaßt hat. *Felix, qui potuit rerum cognoscere causas.* (Virg. Georg. 2,490).“

„Der Wert der Philosophie tritt besonders durch ihre Beziehung zu den übrigen Wissenschaften hervor. Weil sie auf die letzten Gründe des Seins und das Erkennens zurück geht, so verleiht sie den übrigen Wissenschaften einen doppelten Vorzug, dessen sie ohne die Philosophie entbehren müßten: sie bietet denselben die letzte und notwendige Grundlage und verbindet sie ebendadurch zur Einheit. Die Philosophie, namentlich die Ontologie, befaßt sich mit der Erforschung jener Grundwahrheiten, aus welcher, wie aus ihrer Wurzel, die übrigen Wissenschaften als ebensoviele lebensfähige Äste hervorgehen. Während so die übrigen Wissenschaften in der Philosophie die letzte Grundlage finden, gewinnen sie zugleich, weil die Grundwahrheiten nur wenige sind, ihre notwendige Verbindung und Einheit. Wird der Philosophie und namentlich der Metaphysik die ihr gebührende Stellung versagt, so wird der menschliche Geist nur zu sehr versucht sein, alle Fragen durch die bloße Sinneserfahrung, durch Expe-

rimente, entscheiden zu wollen und sich jenen Wahrheiten zu verschließen, die, über alle Sinneserfahrung hinausliegend, nur durch den Verstand erschlossen werden können. So werden dann einem oberflächlichen Materialismus die Wege geebnet. Man wird einzig den speziellen Wissenschaften Wert beilegen, ohne zu beachten, daß diese ohne die Grundlage der Metaphysik nur Bruchstücke sind, die des Zusammenhaltes und der Einheit entbehren. Je größere Fortschritte, namentlich auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, gemacht werden, desto mehr stellt sich die Notwendigkeit heraus, jene allgemeine Wissenschaft, die Metaphysik, zu pflegen, die allein die Resultate der Naturforschung mit geistigem Hauche zu beleben, zu verebeln, zu einigen vermag und zugleich der Richtung auf des Sinnliche und Materielle das notwendige Gegengewicht schafft.“

„Wichtig ist das Studium der Philosophie besonders auch deshalb, weil es dem Geiste jene formelle Bildung verleiht, wie sie kein anderes Studium in demselben Umfange und Grade zu geben vermag. Welche Wissenschaft könnte zu gründlichem Denken so sehr auffordern und anleiten als die Philosophie, deren Aufgabe es ist, die letzten Gründe von allem, und zwar durch eigenes Denken, zu erfassen? Der Philosoph darf sich nicht begnügen, die von andern gewonnenen Resultate philosophischer Forschung einfachhin zu registrieren; er nimmt sie nur an, nachdem er die für sie sprechenden Gründe selbst gegrüßt und als haltbar und überzeugend befunden hat; denn Philosophie ist keineswegs bloß Geschichte der Philosophie. — Da die Natur der Gegenstände, mit denen die Philosophie sich befaßt, sehr verschieden ist, und andere Bestimmungen dem Geistigen, andere dem Materiellen, andere dem Endlichen, andere dem Unendlichen eigen sind, so ist der Geist genötigt, seine Denkkraft in verschiedener Richtung zu üben und Wahrheiten, die verschiedenen Ordnungen angehören, sich anzupassen. Gerade hierin besitzt die Philosophie einen Vorzug vor der Mathematik, die sich ausschließlich mit der Größe beschäftigt. Wer an philosophische Studien gewöhnt ist, wird, auch wenn es sich um andere Wissenschaften handelt, weniger geneigt sein, bloße Behauptungen ohne Prüfung hinzunehmen, und er wird auch befähigt sein, die vorgebrachten Gründe auf ihren wahren Wert zu prüfen. Daher die in früheren Jahrhunderten stets besolte Methode, das Studium der Philosophie dem der speziellen Wissenschaften voranzugehen zu lassen. — Nicht nur durch Übung fördert die Philosophie die formelle Geistesbildung; in der Logik erforscht sie die Gesetze der Denktätigkeit selbst, um mit bewußter Sicherheit bestimmen zu können, wann die Denktätigkeit ihnen entspreche, wann nicht; und deshalb fand man es immer zweckmäßig, die Logik den übrigen Teilen der Philosophie voranzugehen zu lassen, wie die Philosophie den übrigen Wissenschaften.“

„Ihren Zweck aber erreicht die Philosophie nur dann, wenn ihr Studium in gehöriger Weise betrieben wird. Philosophie ist nicht Geschichte, und ihre Behauptungen sind nicht geschichtliche Tatsachen, die auf fremdes Ansehen hin angenommen werden. Philosophie ist Vernunftserkenntnis, und die Überzeugung, mit der wir ihre Behauptungen annehmen, muß den Gründen entsprechen, auf denen sie beruhen. Der Lernende wird freilich mit Vertrauen seinem Lehrer entgegenkommen müssen, wenn er Fortschritte machen will. Aber an Stelle der Autorität muß bald die Prüfung der für eine Behauptung angeführten Gründe treten. Nachdem der Sinn einer Beweisführung richtig erfaßt und genau erwogen ist, muß deshalb der Lernende Gründe mit Gründen zu bekämpfen, Einwendungen zu machen und diese durch eigenes Nachdenken zu lösen suchen. Diesen Zweck verfolgten die früher so gebräuchlichen und zweifelsohne sehr nützlichen Disputationen. Wo sie mangeln, können sie nur durch die angegebene Art des gleichsam zu einer Disputation sich gestaltenden Privatstudiums einigermaßen ersetzt werden.“

II. Wichtigkeit der Philosophie für die verschiedenen Wissenszweige.

Es ist eine allgemeine Klage der Zeit, — nicht bloß auf katholischer, sondern noch mehr auf akatholischer Seite — daß wir in den höheren Geisteswissenschaften, man kann fast sagen, im gleichen Verhältnis rückwärts geschritten sind, in welchem wir uns in den sprachlich-historischen und in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern emporgearbeitet haben.

„Der rastlosen Arbeit des 19. Jahrhunderts,“ sagt Professor P. Albert Maria Weiß, „verdanken wir eine derartige Erweiterung unserer geschichtlichen und geographischen Kenntnisse, daß uns wohl nur das 15. Jahrhundert darin übertroffen hat, und vor allem ein Geschick zur Beherrschung der Naturkräfte, wie die Menschheit Ähnliches noch nicht sah. In den schönen Künsten haben wir freilich die Höhe vergangener Kulturepochen bei weitem nicht erreicht, und in den sog. Geisteswissenschaften sind wir sehr zurückgegangen.“

An anderer Stelle führt P. Weiß diesen Gedanken in Form einer geschichtsphilosophischen Reflexion weiter aus.

„Am Ausgang des Mittelalters,“ sagt er, „hatten die raschen, bisher unerhörten Fortschritte auf den Gebieten der äußerlichen Kultur, die Entdeckung des Altertums, die Entdeckung der humanistischen Kunst, die Entdeckung des Himmels und der Erde, die Menschheit mit demselben vermessenen Selbstgefühl, um nicht zu sagen mit der gleichen Selbstvergötterung erfüllt, wie heute der Triumph über die noch nie dagewesene Erkenntnis und Beherrschung der Naturkräfte. Die Folge davon zeigte sich auf dem Gebiete der innerlichsten Kultur durch die Emanzipation von der alten Religion und durch die Anwendung der Autonomie auf die Ausgestaltung des religiösen Lebens nach den Eingebungen des eigenen Geistes und Herzens. Selten hat der Unglaube sein Haupt so frech erhoben, als in jenen Tagen des Humanismus. Indes hatte damals das Christentum immer noch so viel Gewalt über die Mehrzahl der Menschen, daß man nicht leicht daran denken konnte, dieses selbst vollständig zu verdrängen und durch völlig neu erfundene Religionen zu ersetzen. Deshalb mußten sich die Neuerer damit begnügen, ihren beliebigen Neubildungen wenigstens dem Wortlaut nach die christlichen Erinnerungen zu Grunde zu legen, also, theologisch gesprochen, sich auf Seltenbildungen beschränken. Allmählich aber machten sich die Wirkungen des Deismus und des Spinozismus bis zu dem Grade geltend, daß gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Berufung auf das Christentum überflüssig wurde und die Worte „Kult eines höchsten Wesens“ und „Bürgertugend“ vollauf genügten, um den religiösen Ansprüchen jener Zeit zu genügen. Das war freilich nur ein Anfang. Inzwischen haben der Rationalismus, die Kant'sche und Hegel'sche Abstraktion und endlich die sog. Religionswissenschaft ihre Arbeit bis zu dem Grade geleistet, daß unsere Zeit glauben darf, mit dem Christentum sei in einer Gesellschaft von Gebildeten kaum noch ferner zu rechnen.“

Man hat in diesen Ausführungen eine unberechtigte Herabsetzung der modernen Zeit zu Gunsten des Mittelalters erblicken wollen und unsern P. Weiß als Pessimisten und Reaktionär verschrieen. Und nun kommt Dr. Fr. W. Förster und macht ganz die gleichen Feststellungen. Nachdem er den Unterschied zwischen der mittelalterlichen und

modernen Kultur im allgemeinen dahin bestimmt hat, daß die mittelalterliche Kultur hauptsächlich mit der inneren Natur des Menschen sich beschäftigte, im wesentlichen Seelenkultur war, während die moderne Kultur zunächst auf Ergründung und Bändigung der äußeren Natur ausgeht, also in erster Linie *technische Kultur* ist, fährt er fort:

„Es ist das Zeichen aller rein weltlichen Kultur, daß sie des Menschen Denken und Sinnen auf das Nebensächliche lenkt. Wir stehen heute auf der Höhe einer solchen weltlichen Kultur. Wir sehen hinunter auf die Trümmer alter Symbole der Innerlichkeit und preisen die Monumente unserer Herrschaft über die Außerlichkeiten. Wir rühmen unser Zeitalter, weil es durch Telegraph und Telephon, durch Eisenbahnen und Schnelldampfer die Menschen mit tausend neuen Fäden aneinander geknüpft habe — in Wahrheit haben uns aber alle diese Dinge bisher nur weiter von einander entfremdet; denn in der atemlosen Hast des modernen Lebens bleibt uns zu wenig Ruhe mehr, um über uns selbst und über unsere Mitmenschen nachzudenken, und so werden wir immer blinder und immer gereizter im gegenseitigen Verkehr, — entfernen uns immer weiter von der inneren Sammlung, in der allein der Friede mit den Menschen über uns kommen kann. Wir entdecken mit neuen Strahlen unser ganzes Knochengerüst; Fernrohr und Mikroskop enthüllen täglich neue Welten, — aber mitten in diesem großen Zeitalter der Entdeckung sind wir in vielem innerlich ärmer geworden, wir haben keine neuen Methoden zur Durchleuchtung der menschlichen Seele gefunden, und unsere Organe zur Entdeckung des inneren Menschen mit all seinem Bedürfnis und Sehnen sind eher gröber als feiner geworden . . . Das ganze Wesen unserer sozialen Frage besteht im letzten Grunde darin, daß unsere Herrschaft über die Gaben und Kräfte der äußeren Natur nicht Hand in Hand gegangen ist mit der Unterwerfung des Elementaren und Tierischen in unserer menschlichen Natur; und so stehen wir vor der Tatsache, daß die moderne Gesellschaft geistig und sittlich nicht den ungeheuren materiellen Machtmitteln gewachsen ist, die sie durch Wissenschaft und Technik entfesselt hat.“

Viel schärfer drückte sich schon vor Jahren der Berliner Professor *Friedrich Paulsen* über den Niedergang der Geisteswissenschaften aus, wenn er schreibt:

„So stehen wir denn am Schlusse des 19. Jahrhunderts nach allen Erfahrungen der Geschichte und in aller Fülle der Natur unter dem starken Eindruck der Unwissenheit, Dunkelheit, Leere des Geisteslebens. Wir arbeiten — arbeiten — und wissen nicht wofür.“

Ja, der jüngst verstorbene französische Gelehrte *Brunetière* hat sogar von einem „Bankrott der Wissenschaft“ gesprochen.

Diese von so vielen Seiten bestätigte und beklagte Tatsache der Rückständigkeit und des Niedergangs der höheren Geisteswissenschaften in unserer Zeit muß auch irgendwie begründet sein. Was ist nun der Grund dieser bedauerlichen Erscheinung? Wir erblicken denselben mit *Paulsen* im Mangel an philosophischer Bildung und philosophischer Schulung. Allerdings behaupten wir damit nicht, daß dieser Mangel der einzige und noch weniger, daß er der letzte und tiefste

Grund der geistigen Dekadenz ist, aber er ist nach unserer Ansicht un-
streitig die nächste und unmittelbarste Quelle und der bestän-
dige Nährboden derselben.

Während nämlich die philologisch=historischen und die mathematisch-
naturwissenschaftlichen Disziplinen am Gymnasium und an der Univer-
sität in gegenwärtiger Zeit eine Pflege finden, wie wir sie in der Ge-
schichte der Wissenschaften vergebens suchen, wird die Philosophie ent-
weder ganz vernachlässigt, oder doch nur so gepflegt, daß sie weder leben
noch sterben kann. Während in früherer Zeit, etwa bis gegen die Mitte
des 18. Jahrhunderts, die Philosophie allgemein als der Abschluß der
höheren formellen Geistesbildung und als die unentbehrliche Grundlage
für die wissenschaftlichen Fachstudien galt, bleibt in heutiger Zeit die
große Masse unserer Gebildeten ohne jede irgendwie ausreichende philo-
sophische Schulung, ein Manko, das sich während des ganzen Lebens in
bedauerlicher Weise geltend macht. Hievon nur ein Beispiel!

Zwei Mediziner, ehemals Mitschüler am Gymnasium, beide aus kernfa-
tholischen, braven Familien heraus, richten auf der Universität spottend die Frage
an mich: „Daß du Theologie studieren magst? Die Theologie ist ja nicht einmal
eine Wissenschaft!“ Ich stelle die Gegenfrage: „Was versteht ihr unter Wissen-
schaft?“ Und sie können mir keine Antwort geben, so daß die Disputation schon
gleich anfangs ins Stocken gerät. Später sagen sie: „Theologie ist Metaphysik,
und die Metaphysik ist als Wissenschaft schon längst abgetan.“ Ich zeige ihnen,
daß die Metaphysik gegenwärtig eine ebenso aktuelle Wissenschaft ist, wie zur
Zeit des Aristoteles, der sie nicht geschaffen, sondern bloß benannt hat; daß alle
Wissenschaften, von der Theologie angefangen bis herab zur Mathematik, auf
metaphysischen Prinzipien beruhen, und daß auch die Medizin und die ganze
Naturwissenschaft ohne Metaphysik keine Wissenschaften seien. So in die Enge
getrieben, gestehen sie mir schließlich: „Der Professor der Physiologie hat uns
das gesagt, und diesem glauben wir mehr als dir.“ Später bekennt sich der
eine als Pantheist, der andere als Materialist. Ich ersuche sie, daß sie mir die
einzelnen Behauptungen ihrer „Weltanschauung“ auseinanderlegen, denn die Be-
griffe Pantheismus und Materialismus seien so vage, daß man heutzutage unter
diesen Terminen alles Mögliche unterbringe — und keiner von beiden kann mir
sagen, was diese Ausdrücke bedeuten: sie hatten dieselben vielleicht ebenfalls in
den Vorlesungen gehört, oder irgendwo gelesen und taten nun groß damit. Bei-
läufig gesagt, kannten wir auch einen Professor der französischen Literatur an
einer Universität, einen praktizierenden Katholiken, der ebenfalls die Behauptung
aufstellte, die Metaphysik sei keine Wissenschaft, auf welche Behauptung hin er
dann allerdings von einem seiner Hörer interpelliert wurde, und — zu seiner
Ehre sei es gesagt — sich auch eines Besseren belehren ließ. Solche Beispiele
zeigen nur, wie recht Professor Paulsen hat, wenn er schreibt: Die Folge des
Mangels an Philosophiestudium ist, „daß es den akademisch Gebildeten in
Sachen der letzten allgemeinen Fragen an festen Grundsätzen und Grundanschau-
ungen fehlt, was dann in einem haltlosen Skeptizismus nicht minder als in der
Widerstandslosigkeit gegen jede von irgendwoher kommende Windsbraut para-
doxer Einfälle zu Tage tritt.“

Aus dieser Sachlage heraus nimmt es sich höchst eigentümlich aus und zeigt keineswegs, daß man „auf der Höhe“ steht, wenn nun auch auf katholischer Seite der Ruf ertönt: „Mehr Realien her, mehr Naturwissenschaft her!“ und zwar nicht etwa für die Realschule und das Realgymnasium, sondern für das Literargymnasium, das so wie so schon mit Realien vollgepropft ist. Wir sind kein Feind der Realien, aber es hat alles seine Grenzen. Man sagt, Anschauungsunterricht tue not. Allerdings soll der Anschauungsunterricht gepflegt werden, aber nicht bloß äußerer, sondern auch innerer, wie ihn Sokrates gepflegt hat und dadurch zum Begründer der Wissenschaft geworden ist. Was unserer Zeit in erster Linie nottut, das ist Klarheit der Begriffe und Prinzipien, logische Durchbildung und Schärfung des Verstandes zur behenden und sichern Erfassung und Durchdringung der an ihn herantretenden wissenschaftlichen Fragen, Dinge, welche der Schüler nicht durch äußern, sondern durch inneren Anschauungsunterricht gewinnt: durch grammatisch-sprachliche und namentlich durch philosophische Schulung. In dieser Hinsicht bedeutet das Aufgeben der mittelalterlichen Disputationen einen gewaltigen Verlust. Sie waren ein vortreffliches Mittel zur gründlichen Aneignung und zur Übung im Gebrauch des Wissens; sie waren dazu wie geschaffen, die Präsenz des Wissens und die Fertigkeit im raschen und sichern Auffassen fremder Gedanken und ihres Verhältnisses zu den eigenen zu steigern, und leisteten für die lebendige Ergreifung und Durchdringung der Lehre mehr, als das stumme, einsame Repetieren und Hersagen in Prüfungen, wie wir es heute haben.

Aber der Schüler soll beobachten lernen! Wichtig, das soll er. Aber nicht bloß die äußere Natur, sondern auch seine innere Welt, die viel reicher und größer ist, als die äußere. Er soll seine Gedanken und Begriffe genau kontrollieren lernen, unablässig bemüht sein, dieselben zu klären, zu präzisieren, sie in ihrem gegenseitigen Verhältnis und Zusammenhang klar zu legen. Nicht Naturerkenntnis sondern Selbsterkenntnis ist das erste, denn die Selbsterkenntnis kommt dann auch der Naturerkenntnis zugute. Ein philosophisch geschulter Geist wird die Naturwissenschaften ganz anders tradieren als ein solcher, in dessen Munde Metaphysik eitel Schwindel ist, der aber in der Tat an metaphysischer Akrobatik die kühnsten Scholastiker übertrifft. Wir sind der festen Überzeugung, daß der philosophische Mißbrauch mit der Naturwissenschaft in neuerer Zeit nicht nur in der antichristlichen und antitheistischen Tendenz, sondern auch im Mangel an philosophischer Bildung bei vielen ihrer Vertreter seine Quelle hat. Wenn der Lateiner einen „Kenner“, einen Fachmann bezeichnen will, so gebraucht er den Ausdruck

„homo intelligens“ d. h. ein Mann, der im Innern zu lesen versteht (intus legere). Die äußere Beobachtung muß auch gepflegt werden, wir geben das gerne zu, aber viel wichtiger ist die innere Beobachtung, das Intelligere.

Aber die Naturwissenschaft, wendet man ein, beobachtet nicht mechanisch, nicht gedankenlos, sondern kleidet das Wahrgenommene auch in feste Begriffe, Sätze und Gesetze. Allerdings, das tut sie, und wir sind die letzten, welche der Naturwissenschaft ihren eigentümlichen, hohen Bildungswert streitig machen. Aber es bleibt trotzdem wahr, was Professor Paulsen sagt:

„Durch die Gewöhnung ans Mikroskopieren — und dazu nötigt jetzt alle Forschung“ büßt man die Sehkraft für die Ferne, den Blick auf das Ganze ein. „Die anhaltende intensive Aufmerksamkeit für tausend kleine, an sich unerhebliche Dinge hat die Tendenz, die Fähigkeit und Neigung, mit großen Gedanken und allgemeinen Ideen sich zu beschäftigen, zu schwächen; der philosophische Trieb stirbt ab; die Konzentration auf einen Punkt wird leicht zur Beschränktheit: man sieht nichts, als was im eigenen engen Gebiete liegt; man schätzt nichts, als was nach der eigenen Schablone gearbeitet ist.“

Also auch Sie, höre ich weiter einwenden, müssen den „hohen Bildungswert“ der Naturwissenschaft anerkennen, und wirklich ist derselbe mindestens so hoch, als der vielgerühmte Bildungswert der alten Sprachen. Wir können uns an dieser Stelle nicht weiter auf eine Erörterung dieser Frage einlassen, wir bemerken nur ganz im allgemeinen, daß jedes Fach am Gymnasium sein Scherlein zur Geistesbildung des Schülers beizutragen hat, das eine nach dieser, das andere nach einer andern Seite hin. Aber einen Punkt, der bei Erörterung dieser Frage vielfach außer Acht gelassen wird, möchten wir hier ganz besonders betonen. Es kommt nicht so sehr auf das Fach an, wie viel Bildung der Schüler aus demselben herauszieht, sondern vielmehr auf den Lehrer, der das betreffende Fach tradiert. Nur jener Lehrer, der lebendige Wasser aus seinem Fache herauszuschlagen versteht, wird befruchtend und anregend auf die Schüler wirken und ihr Interesse dauernd spannen. Man kann Homer und Demosthenes, Platon und Sophokles ebenso geistlos tradieren wie Botanik und Zoologie, Chemie und Physik, und der Nutzen für die Schüler wird sich auch darnach richten. Und noch eins! Der Lehrer sei vor allem kein Fachsimpler, sondern, festgewurzelt in seinem Spezialfach, suche er demselben auch von anderer Seite her Licht, Leben und Nahrung zuzuführen. Es soll keine spanische Wand aufgerichtet werden zwischen alten und neuen Sprachen, zwischen Idealen und Realien, namentlich nicht zwischen der Religion und den Profanwissenschaften, sondern die Religion trete als das hervor, was

sie in der Tat ist, als Königin der Wissenschaften, an die alle andern Disziplinen, ohne ihre Selbständigkeit einzubüßen, ihr Bestes als Tribut zu entrichten haben. Also auch der Fachlehrer, wenigstens am Gymnasium, suche sich eine gewisse Allgemeinbildung zu erwerben, er sehe die andern Fächer nicht als seine Feinde, sondern als seine treuen Bundesgenossen an, er gleiche nicht jenem Original von einem Mathematikprofessor, der ganz in sein Fach eingesponnen, in der Gesellschaft jede Rede über eine andere Wissenschaft mit der Bemerkung totschlug: „Ach, Schweinereien!“

Und da kommt es uns zum mindesten lächerlich vor, wenn man den Naturgeschichtslehrer warnt, er solle sein Grenzgebiet beileibe nicht überschreiten, ja nicht in das Gebiet der Philosophie und Religion hinübergreifen. Warum denn nicht, wenn es ungezwungen geschehen kann, sich, wie es oft der Fall ist, förmlich aufdrängt? Dem Naturgeschichtslehrer so was verbieten wollen, kommt auf das Gleiche hinaus, wie wenn man einem Ästhetikprofessor, der den Schülern ein Kunstwerk zeigt und erklärt, verbieten wollte, auch nur eine leise Anspielung an den Schöpfer des Werkes zu machen. Herrscht in unserer Zeit des Spezialisentums nicht sonst schon Zersplitterung der Wissenschaft genug? Soll dieselbe auch noch künstlich gezüchtet werden? Sollen wir die Schüler nicht vielmehr bei jeder Gelegenheit an den großen Gedanken erinnern, daß alle Wissenschaft im Grunde genommen doch nur eine ist, weil die Wahrheit nur eine ist, ein Gedanke, dem Karl Ritter, der Begründer der modernen Geographie, in den schönen Worten Ausdruck verleiht:

„Alle Wissenschaft, soviel man deren auch scharf unter sich abgrenzen und bestimmen mag, ist dennoch in der tiefsten Tiefe nur eine, auf der alle andern beruhen, sie kann nur Lobgesang, nur der Hymnus des Geschöpfes an den Schöpfer sein, und die Anschauung Gottes ist für mich die höchste, die einzige, absolute Wissenschaft.“

Diese Verbindung der einzelnen Wissenschaften zur Einheit stellt eben die Philosophie her, weil die Grundprinzipien, von welchen sämtliche Wissenschaften ausgehen müssen, der Philosophie, speziell der „ersten Philosophie“ oder der Metaphysik entlehnt sind. Die Philosophie ist aber für die verschiedenen Wissenszweige auch deshalb wichtig, weil alle Wissenschaften schließlich in philosophische Fragen ausmünden und jeder wissenschaftliche Betrieb, ja jede schriftstellerische Betätigung mehr oder weniger auf die Philosophie angewiesen ist.

Von der Logik versteht sich das ganz von selbst, denn sie ist das notwendige Instrument für jede wissenschaftliche Arbeit. Jede Wis-

Wissenschaft sucht nämlich durch Schlußfolgerung neue Wahrheiten von bekannten gegebenen Wahrheiten abzuleiten. Damit das nun in richtiger Weise geschehe, muß der Forscher mit den Gesetzen vertraut sein, die das Denken beherrschen, und nach denen er sich richten muß, um Wahres vom Falschen, richtige Schlußfolgerungen von unrichtigen zu unterscheiden. Wohl von keiner Wissenschaft wird gegen die elementarsten Gesetze der Logik so gesündigt, wie von der modernen Naturwissenschaft. Davon nur ein paar Beispiele.

Aus der paläontologischen Tatsache, daß der Mensch als letztes Lebewesen auf Erden erscheint, schließt man auf die Abstammung des Menschen vom Tiere. Der Mensch ist das oberste Glied in der Kette der Lebewesen, folglich, so schließt man, ist er aus den übrigen Lebewesen hervorgegangen, hängt mit ihnen zusammen, wie die Glieder einer Kette mit einander zusammenhängen. Man modelt das bekannte Sophisma post hoc, ergo propter hoc (nach diesem, also wegen diesem) um in das Sophisma post hoc, ergo ex hoc (nach diesem, also von diesem). Oder man liest zufällig in einer botanischen oder zoologischen Zeitschrift, daß es einem Forscher wieder gelungen ist, die Entstehung einer Art aus einer andern, wenn auch sehr problematisch, nachzuweisen. Sofort ist man mit dem Schluß fertig: also sind alle systematischen Arten auf dem Wege der Entwicklung entstanden, also ist das ganze Weltall mit Einschluß des Menschen noch seiner leiblichen und geistigen Seite auf dem Wege der Entwicklung entstanden, und damit ist der Monismus fertig. Ein anderes Beispiel! Der Jesuit Erich Wassmann stellt sich bekanntlich auf den Standpunkt einer gemäßigten Descendenzlehre. Flugß brachten deutsche Zeitungen die Nachricht, Wassmann sei Darwinist, und es stehe nun zu erwarten, daß die ganze katholische Kirche ins Lager der Darwinisten übergehe. Oder, Häckel hat das von Fritz Müller erfundene sog. biogenetische Grundgesetz dahin vervollkommen, daß er dasselbe in die Formel brachte: „Die Ontogenese ist die Palingenese der Phylogenese mit eingestreuten Känogenesen.“ Häckel merkt nicht, oder will es wenigstens nicht merken, daß er durch Aufstellung dieses famosen „Gesetzes“ nicht weniger als drei logische Schnitzer begeht. Denn erstens ist es ein argumentum ad hominem (Beweis gegen sich selbst) in bester Form. Häckel steht nämlich auf dem Standpunkt des mechanischen oder materialistischen Monismus und will von Gesetz und Gesetzmäßigkeit in der Schöpfung nichts wissen, und nun spricht er auf einmal von einem biogenetischen Grundgesetz. Zweitens ist das biogenetische Grundgesetz kein Gesetz, da die Ausnahmen von diesem „Gesetz“ weit zahlreicher sind als die vorgebliche Regel.

Denn weitaus die Mehrzahl der individuellen Entwicklungsstadien, welche die verschiedenen Tierarten heute durchlaufen, stimmt nicht mit den hypothetischen Stufen der Stammesentwicklung überein. Das scheint Häckel selbst gemerkt zu haben, und darum unterscheidet er in der individuellen Entwicklungsgeschichte (Ontogenese) zwei verschiedene Faktoren: die Palingenese, welche die Stufen der Stammesentwicklung (Phylogenese) zum Ausdruck bringt, und die Kanogenese, welche die von der Stammesgeschichte abweichenden Stadien umfaßt und eine Entwicklungsfalschung darstellen soll, welche die Natur sich erlaubt hatte unter dem Drucke der Anpassungsverhaltnisse, denen die Keime der verschiedenen Organismen unterlagen. Doch wird da wohl noch eine andere Möglichkeit vorhanden sein, nämlich daß die „Entwicklungsfalschung“ nicht auf Seite der blinden Natur, sondern auf Seite Häckels liegt, der sich dieselbe „unter dem Drucke der Anpassungsverhaltnisse“ an seinen realistischen Monismus erlaubt hat. Drittens macht Häckel etwas Unbekanntes zum Maßstab von etwas anderem Unbekanntem. Man kennt die Stammesentwicklung der Lebewesen ja nicht und speziell dem von Häckel aufgestellten zweiundzwanzigliedrigen Stammbaum des Menschen hat man mit Recht ebensoviel Glaubwürdigkeit beigemessen, wie den Stammbäumen, welche Homer für seine Helden aufstellt.

Schließlich sei uns noch gestattet, ein Beispiel eines Sophismas aus der historischen Theologie anzuführen. Im Sammelwerk „Die Kultur der Gegenwart“ I. IV. schreibt Professor Adolf Fulicher, um das klassische Zeugnis des Apostels Paulus über die Auferstehung Christi im 15. Kapitel des ersten Korintherbriefes als nichtig hinzustellen, folgenden Syllogismus nieder:

„Den Auferstandenen haben nur Gläubige geschaut. Der Glaube aber ist wenig qualifiziert, das objektiv und das subjektiv Wahre in seinem Erleben auseinanderzugalten; die Wirkungen sind ja bei beiden die gleichen.“

Das Unrichtige und Sophistische dieses Syllogismus ist für einen in der Philosophie Unbewanderten nicht leicht herauszufinden und zu widerlegen. Und doch lesen Tausende und Tausende von sog. Gebildeten diese Stelle, weil „die Kultur der Gegenwart“ für die weitesten Kreise berechnet ist und sich die Popularisierung des modernen Wissens auf allen Gebieten durch anerkannte Fachmänner zum Zwecke setzt. Zwar die Unrichtigkeit des Obersatzes ist für jeden in der Bibel nur einigermaßen Belesenen sofort leicht einzusehen. Aber den Untersatz, wo von „Glauben“ sowie von „objektiv und subjektiv Wahren“ die Rede ist, wird ein Laie in der Philosophie nicht leicht auf seinen Wahrheitsgehalt zu prüfen imstande sein. Es gilt da nämlich die Begriffe

„objektiv und subjektiv wahr“ zu analysieren und das wechselseitige Verhältnis zwischen beiden Begriffen aufzuzeigen, daß das „subjektiv Wahre“ nur dann wahr ist, wenn es mit dem objektiv Wahren übereinstimmt, dann gilt es den Begriff „Glaube“ als Erkenntnisquelle zu würdigen, zu zeigen, daß der Glaube nicht ein Hindernis, sondern eine Förderung unseres Erkennens ist. (Vgl. hierüber Schweiz. Rundschau, Heft 3. 1907). Alle diese Fragen behandelt die Philosophie in der Erkenntnislehre oder Kritik.

Damit haben wir erst die Wichtigkeit zweier philosophischer Disziplinen hervorgehoben und illustriert, nämlich der Logik und Kritik. Allein das Gleiche gilt auch von den andern Teilen der Philosophie: von der Ontologie oder Metaphysik, von der Kosmologie, Psychologie, natürlichen Theologie oder Theodicee, von der Moral-, Rechts- und Sozialphilosophie sowie von der Religionsphilosophie. Wer in irgend einer Wissenschaft, gleichviel in welcher, die Tatsachen nicht bloß feststellen und registrieren, sondern denselben auf den Grund gehen will, begegnet überall philosophischen Problemen, oder wenigstens Problemen, die er nur mit Zuhilfenahme der Philosophie lösen kann.

Der Geolog und Paläontolog, der die Geschichte unserer Erde von ihren ersten Anfängen an mit Zugrundelegung der Kant-Laplace'schen Hypothese verfolgt, sieht sich schließlich vor die Fragen gestellt: Woher der Stoff, aus dem das Weltall und unsere Erde sich entwickelt hat, woher die Bewegung, woher das Leben, welches im Laufe der Erdentwicklung plötzlich sich zeigt, woher die wunderbare Harmonie und Zielstrebigkeit im Universum?

Die Anthropologie kommt notwendig auf die Frage nach dem Wesen und Ursprung des Menschen. Ist der Mensch bloß ein höher entwickeltes Wirbeltier, nur dem Grade nach vom Tiere verschieden, oder zeichnen ihn wesentliche Unterschiede vor dem Tiere aus? Ist seine Seele eine einfache, geistige Substanz, von der Materie in ihren höchsten Funktionen des Denkens und Wollens innerlich unabhängig, oder nicht? Wird die Seele des Menschen wie die Tierseele im Tode zugrunde gehen, oder unsterblich sein? Alles das sind Fragen, die nicht die Anthropologie als naturwissenschaftliche Disziplin, sondern die Psychologie löst.

Die Chemie, Physik und Astronomie kommen schließlich auch auf Fragen, die nur auf dem Boden der Philosophie gelöst werden können. Die tatsächliche Verschiedenheit der Elemente ist nach dem vom Chemiker Mendelejeff entdeckten Geetze weise ge-

ordnet. Wären alle Atome einander vollkommen gleich, so wäre jeder weitere Weltprozeß unmöglich, oder es bliebe höchstens bei einem chaotischen Wirbel der Massen. Voll und ganz hat die Chemie das Wort der heiligen Schrift bestätigt: „Gott hat alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet.“ Die gegenseitige Anziehung der Körper, d. i. die Schwerkraft oder Gravitation, ist die Grundbedingung für die Einheit des Weltalls, das ohne sie zerfiel. Aber welcher Physiker hat schon zu erklären vermocht, was sie sei? Wie erklärt endlich der Astronom mit den Mitteln der exakten Forschung den Lauf und die herrliche Ordnung der Gestirne?

Die Philologie oder Sprachwissenschaft, wirft die Frage auf: „Woher die Sprache? Wie ist der Mensch zur Sprache gekommen, zu diesem wundervollen Mittel, in welches er seine Gedanken kleidet und womit er das Innerste seines Geistes nach außen lehrt? In der Tat fand dies Problem schon bei Platon, dem Altmeister philosophischer Wissenschaft, eine eingehende Behandlung, und welche Interesse die Frage nach dem Ursprung der Sprache bis in die neueste Zeit erregte, davon zeugen die zahlreichen Hypothesen, die zur Lösung dieses Problems aufgestellt wurden.

Wie wichtig die Philosophie für die Geschichte ist zur Erklärung des kausalen Zusammenhanges der Tatsachen und der Beurteilung des Wertes geschichtlicher Erscheinungen, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung. Allein die Philosophie ist für die Geschichte auch nach einer andern Seite hin von großer Bedeutung. Denn so sehr auch gerade die Historiker mit „Voraussetzungslosigkeit“ ihrer Wissenschaft um sich werfen, so ist es mit derselben in Wirklichkeit doch nicht weit her. Sie setzen nicht bloß dasjenige voraus, was sie voraussetzen müssen, nämlich die allgemeinen Prinzipien, ohne die eine wissenschaftliche Arbeit nicht möglich ist, und die Glaubwürdigkeit der Urkunden, aus welchen sie schöpfen, sondern sie stellen sich auch auf einen bestimmten philosophischen Standpunkt, von dem aus sie Geschichte schreiben. Wenn also der christliche Geschichtschreiber es als seine Aufgabe betrachtet, „den König Himmels und der Erde auf den Wegen seiner Vorsehung und in den Werken seines Richteramtes zu belauschen,“ so hat ihm der ungläubige Historiker gar nichts vorzuwerfen. Denn wir finden außerhalb des Christentums, wie alle möglichen Weltanschauungen, so auch alle möglichen Geschichtsauffassungen. Wir nennen hier bloß einige unter den vielen. Lessing erblickt in der Weltgeschichte den Bericht der Erziehung des Menschengeschlechtes aus dem Kindesalter zu einer höheren Einsicht, nach Herder hat die Weltgeschichte das Verhältnis

aufzuzeigen, in welchem die verschiedenen Völker in den verschiedenen Zeiten zur Humanität gestanden sind, Hegel läßt jedes Volksindividuum und die ganze Menschheit drei Stadien durchlaufen: die Unmittelbarkeit, den Gegensatz und die höhere Einheit. Im Menschenwesen, so lehrt der pantheistische Philosoph, offenbart sich der Weltgeist, und zwar zuerst im unbefangenen Naturzustande, darauf kommt der Kampf mit dem Gegensatz und aus diesem erfolgt die Entwicklung zur höheren Einheit. Diese höhere Einheit erscheint nach Hegel am vollkommensten verwirklicht im absoluten Staat, wo die Gegenläge der politischen und religiösen Gesellschaft, der Autorität und der Freiheit, der Ordnung und der Revolution in der höheren Einheit(!) sich zusammenfinden. Nach der sogenannten materialistischen Geschichtsauffassung der Sozialdemokraten sind es nicht die rechtlichen, sittlichen und philosophischen Ideen, welche den Gang der Weltgeschichte und Kulturentwicklung bestimmen, sondern die jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnisse:

„Die Art und Weise der Produktion ist das Triebrad alles Kulturfortschrittes und der letzte Grund aller sozialen Umwälzungen. Recht, Politik und Religion sind nur der Überbau auf der ökonomischen Basis und ändern sich mit dieser allmählig.“

Am meisten ist heutzutage jedoch die evolutionistische Geschichtsauffassung im Schwange, nach welcher die Weltgeschichte die Darstellung des Fortschrittes der Menschheit aus einem ursprünglichen Zustand der Wildheit zu immer höherer Kultur sein soll. So ist also auch für das Studium der Geschichte philosophische Bildung notwendig, um herausfinden zu können, auf welchen Standpunkt sich der jedesmalige Historiker stellt.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist die Philosophie für die schöne Literatur. Ein philosophisch gebildeter Leser und Literaturhistoriker werden ein Literaturprodukt ganz anders beurteilen, als ein solcher, der in der Philosophie Laie ist. Ich habe gerade „Peter Camenzind“ von Hermann Hesse vor mir, einen Roman, der im Jahre 1905 bereits die 24. Auflage zählte. Dieser Roman beginnt auf folgende Weise:

„Im Anfang war der Mythos. Wie der große Gott in den Seelen der Inder, Griechen und Germanen dichtete und nach Ausdruck rang, so dichtet er in jedes Kindes Seele täglich wieder.“

Der philosophisch ungebildete Leser wird in diesen Worten nichts besonders Auffallendes finden; er wird vielleicht sogar geneigt sein, den Verfasser als fromm, als gottesgläubig anzuschauen, weil er gleich vom „großen Gotte“ spricht. Er weiß eben nicht, welch ein Humbug in der modernen Philosophie und schönen Literatur mit dem Namen „Gott“

von heiligen und großen Männern der Kirche sprechen, „welche einen adäquaten Begriff der religiösen Wahrheit gehabt haben“ (che hanno avuto un adeguato concetto della verità religiosa). Dieser Gedanke ist offenbar unrichtig. Denn so tief auch die heiligen Väter und großen Theologen der Vorzeit in die religiöse Wahrheit eingedrungen sind, einen adäquaten d. h. einen vollständig entsprechenden Begriff der Wahrheit haben sie nicht gehabt. Denn wäre der Mensch imstande, die religiöse Wahrheit mit seinem Geiste ganz zu durchdringen und restlos auszus schöpfen, so wäre die Religion nichts Göttliches mehr, sondern etwas rein Menschliches. Allerdings vermag der Mensch gewisse einzelne Wahrheiten der Religion mit seiner Vernunft zu erkennen und zu beweisen z. B. das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, das Dasein der Engel u. s. w., allein die sog. Geheimnislehren wie die Trinität, die Erbsünde, die Menschwerdung, das allerheiligste Altarsakrament u. s. w. vermag er mit den Mitteln seines Geistes nicht zu durchforschen und zu begreifen, da gilt das Wort der Schrift:

„Der Erforscher der Majestät wird von der Herrlichkeit erdrückt werden.“

Die Vernunft ist zwar imstande, diese Dogmen zu verstehen d. h. sie findet heraus, daß in denselben kein Widerspruch enthalten ist, daß sie nicht widervernünftig sind, sondern bloß übervernünftig, daß es deshalb vernünftig ist sie anzunehmen und festzuhalten, ja daß es unvernünftig wäre sie nicht anzunehmen und festzuhalten, nachdem Gott die untrügliche Wahrheit einmal gesprochen hat, allein begreifen kann die Vernunft diese Dogmen nicht, obwohl dieselben, einmal gläubig angenommen, eine Fülle von Licht auf andere Wahrheiten der übernatürlichen und natürlichen Ordnung werfen. Wie viele Rätsel löst z. B. das einzige Dogma der Erbsünde in der Geschichte des menschlichen Herzens und in der Völkergeschichte!

Unmittelbar vorher unterscheidet Fogazzaro zwischen sittlichem und religiösem Gefühl. *Jeanne Desalle* habe sich von ihrem Manne „aus einem moralischen, nicht aus einem religiösen Gefühl“ (per sentimento morale, non per sentimento religioso) getrennt. Diese Unterscheidung ist philosophisch unhaltbar, denn Religion und Moral lassen sich nicht auseinanderreißen. Die Religion im Sinne der Gottesverehrung ist nämlich ein Teil der Sittenlehre (Moral) oder, genauer gesprochen, ein Teil der sittlichen Pflichten. Die Sittenlehre weist ja bekanntlich einen dreifachen Pflichtenkreis auf. Pflichten gegen Gott, Pflichten gegen sich selbst und Pflichten gegen den Nächsten. Die ersten sind die religiösen Pflichten oder die Pflichten der Gottesverehrung und bilden den vorzüglichsten Teil der sittlichen Pflichten. Wer also die Religion von

der Sittenlehre trennt verstümmelt die letztere. Faßt man aber die Religion als Gesamtheit der Wahrheiten, die sich auf das Verhältnis des Menschen zu seinem Schöpfer beziehen, so ist die Religion nicht bloß ein Teil sondern auch die unentbehrliche Grundlage der sittlichen Ordnung. Denn Gott ist der letzte Zweck der sittlichen Ordnung. Wer also die sittliche Ordnung von Gott losreißt, trennt sie von ihrer Bestimmung und verletzt sie damit in ihrem innersten Wesen, ja er reißt den ganzen Menschen von Gott seinem Endziel los. Ferner ist Gott die vorbildliche Ursache der sittlichen Ordnung, denn wenn wir fragen, warum etwas gut oder böse sei, so müssen wir schließlich auf die göttliche Wesenheit als die letzte Grundlage und Norm alles Sittlichen zurückgreifen. Endlich gibt es ohne Gott keine wahre Verpflichtung auf die sittliche Ordnung und keine ausreichende Sanktion für die sittliche Ordnung. Wer also die Moral von der Religion losreißt, verstümmelt die Moral nicht bloß, sondern liefert sie der Vernichtung aus, denn die Moral hat ihre tiefsten Wurzeln in der Religion.

Fogazzaro wandelt hier in den Bahnen Kants, der als erster das sittliche Gebiet als etwas betrachtete, das mit der Religion in keinem Zusammenhang steht. Aus dem Gesagten geht auch hervor, daß der oft gebrauchte Ausdruck „religiöse und sittliche Pflichten“ logisch nicht gerechtfertigt ist, weil die religiösen Pflichten in den sittlichen Pflichten als Teil schon enthalten sind. Man könnte höchstens sagen: religiöse und andere sittlichen Pflichten.

Was sollen wir erst zu folgender Stelle sagen, die sich in einer Schrift eines bekannten katholischen Autors findet:

„Was ist der Glaube? Objektiv aufgefaßt, ein bewußtes, festes, wahres Empfinden der vollen Wahrhaftigkeit dessen, wessen Lösung und Erklärung sich verflüchtigt und entschwindet, sobald wir mit den Mitteln unserer beschränkten äußern Sinneskräfte versuchen wollen und suchen wollen, zu entschleiern, wofür jenen Sinneskräften die Fähigkeit und Macht versagt sind. Je mehr sich dieses Empfinden steigert, um so kraftvoller wird der Glaube, und umgekehrt wächst dieses Empfinden wiederum mit dem Glauben, eines wächst am andern, die Augen des Glaubens werden gleichzeitig mit den Augen für den Glauben sichtkräftiger, mächtiger und leuchtender. Darum ist der Glaube auch eine Gabe des heiligen Geistes, das außer Kant Liegende, von diesem aber nicht Geleugnete. Nehmen wir bloß einmal an, unsere Sinne wären auch nur um das zehnfache verfeinert, was noch lange keine Höchstufe bedeutete, wir schauten das Gesicht des Glaubens in ganz anderer Weise und hörten ebenso in anderer seine Sprache.“

Auf eine Kritik dieser vollständig verfehlten Definition des Glaubens können wir hier nicht eintreten, weil sie uns zu weit abführen würde, wir setzen sie bloß hieher, um zu zeigen, wie notwendig die phi-

losophische Bildung und Schulung für die richtige und klare Begriffsentwicklung ist, an der es unserer Zeit so vielfach gebricht.

Die philosophische Bildung ist endlich von großem Vorteil zur richtigen Bewertung von Streitfragen, die an jeden Gebildeten herantreten, und mit denen er sich auseinandersetzen muß. Ich erwähne da bloß zwei Fragen, die längst nicht mehr bloß Kathederfragen sind, sondern in den breitesten Volksschichten in Versammlungen, Zeitungen und Zeitschriften diskutiert werden, es ist das die Frage nach der Entstehung des Menschen und die Bibel-Babelfrage. Die erste Frage wird im Namen der Naturwissenschaft beantwortet:

„Der Mensch ist nicht ein Geschöpf Gottes und noch weniger ein Ebenbild Gottes, sondern seinem Leibe und seiner Seele nach nichts anderes als ein höher entwickeltes Wirbeltier.“

Die zweite Frage wird von einer ganz jungen Wissenschaft der Affyriologie folgendermaßen formuliert:

„Die Bibel ist nicht Gottes Wort an die Menschheit, sondern eine Sammlung von Mythen, welche die Israeliten den Babyloniern in ähnlicher Weise entlehnt haben, wie die Römer ihre Mythen den Griechen entlehnt haben. Namentlich sind die grundlegenden Tatsachen, welche von der Genesis berichtet werden: Die Schöpfung der Welt, die Schöpfung des Menschen, der Sündenfall u. s. w. nur ein Abklatsch aus Babylon, wo in neuester Zeit alle diese Erzählungen in viel reinerer ursprünglicherer Form aus der Nacht der Schahhügel ans Licht getreten sind.“

Beides sind Fragen von eminenter Bedeutung und riesiger Tragweite, denn, konsequent durchgedacht, schließen sie nicht bloß die Verwerfung des Christentums, sondern auch der Existenz Gottes in sich.

Nun kann man nicht selten Leute finden, welche ganz kleinmütig und verzagt werden, wenn solche Fragen herumgeboten werden und an ihrem Glauben fast zu zweifeln beginnen. Nichts ist törichter als das. Die guten Leute wissen eben nicht, daß die Wahrheit unseres Glaubens sich auf Gründe stützt, deren Zahl und Kraft jeden vernünftigen Zweifel ausschließt. So wenig ein Astronom auch nur einen Augenblick das längst bewiesene allgemeine Gravitationsgesetz, ein Chemiker das längst feststehende Gesetz der konstanten Verbindungsgewichte aufgeben wird, wenn irgend ein Gelehrter Einwürfe dagegen erhebt, ebenso wenig, ja noch viel weniger wird ein Katholik auch nur vorübergehend mit der Möglichkeit rechnen, daß er sich in Irrtum befinde. Denn die Wahrheit unsers heiligen Glaubens ist bezeugt wie keine andere Tatsache der Geschichte, unsere gesamte Religion beruht auf einem festen wissenschaftlichen Grunde, den 19. Jahrhunderte sophistischer Minierarbeit nicht zu untergraben imstande waren. Nicht nur Sünde, sondern lächerliche Torheit wäre es deshalb, gegnerischen Einwürfen, mögen sie nun von

naturwissenschaftlicher, philologischer oder archäologischer Seite kommen, jemals zu großem Gewicht beizulegen. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß wir uns im Bewußtsein des sicheren Wahrheitsbesitzes solchen Einwürfen ganz verschließen und sie vornehm ignorieren sollen. Nichts weniger als das! Im Gegenteil, wir sollen ihnen beherzt entgegenreten, sie gründlich studieren, das Wahre, das sie manchmal enthalten, zu uns nehmen, das Falsche abweisen und dem Zerrbild der Wahrheit die nie alternde ewig siegreiche Wahrheit des Christentums gegenüberstellen.

Dabei wird der philosophisch Gebildete solche Streitfragen und Einwürfe von einer höheren Warte aus betrachten. Was ist im Laufe der Geschichte nicht schon alles gegen die katholische Kirche als Wahrheit ausgespielt worden! Jetzt redet niemand mehr davon, höchstens die Geschichte menschlicher Irrungen weiß davon zu erzählen. Um nur die beiden oben erwähnten Fragen im Zusammenhang der Geschichte zu betrachten, was ist nicht schon über die Entstehung des Menschen gefabelt worden! Die ersten Menschen sollen aus einem im Uferschlamm eines schleichenden Gewässers sich entwickelnden Ei, das durch die glühende Sonnenhitze ausgebrütet worden, entstanden sein; oder sie sollen sich „wie etwa Bandwürmer“ von selbst gebildet haben (Strauß), oder sie sollen aus dem Kelche einer riesenhaften Blume hervorgetrohen, oder gleich den Pilzen von selbst aus der Erde hervorgeschossen sein (Rittgen), oder sie sollen etwa als zweijährige Jungen aus dem Meere ausgeworfen worden sein. Gegenwärtig lacht man über solche Aufstellungen, und so wird man einst auch über unser Zeitalter lachen, das den Menschen vom Affen abstammen läßt.

Ähnlich verhält es sich mit der Bibel-Babelfrage. Es gab eine Zeit, in der man die biblischen Ideen und Tatsachen aus Indien herleitete. Es war das die Zeit, wo die indische Philologie in den ersten Stadien der Entwicklung sich befand. Abraham, der nun durch die Assyriologie mitten in eine geschichtliche Zeit hineingerückt ist und als Zeitgenosse des Königs Hammurabi erscheint, wurde damals kühn als der indische Brahma d. h. als das indische göttliche Urwesen betrachtet. Nachher, als die Hieroglyphen entziffert wurden und eine neue Wissenschaft, die Ägyptiologie sich bildete, gieng eine ähnliche Bewegung durch die Gelehrten wie jetzt. Man leitete alle hebräischen Berichte und Einrichtungen aus Ägypten ab, selbst der Gott Jahve oder Jehova wurde für eine ägyptische Gottheit gehalten. Eine Schwierigkeit bestand nur darin, daß dieser ägyptische Gott die Israeliten gegen die Ägypter schützte und das ägyptische Herr im roten Meere ertrinken ließ. Heute nun

erklärt die jugendliche Wissenschaft der Affyriologie, alles komme aus Babel. Das Interessante dabei ist, daß alle diese Aufstellungen als „abgeklärte, unumstößliche Resultate der Wissenschaft“ ausgegeben wurden. Auf Grund solcher Erfahrungen ist wohl der Schluß gestattet, daß einst auch die Bibel-Babelhypothese einem andern „Resultate der Wissenschaft“ Platz machen wird.

III. Superiorität der katholischen Philosophie.

Wenn sich unsere Zeit des Fortschrittes auf allen Gebieten menschlichen Wissens rühmt, so ist das nicht durchgängig zutreffend. In den philologisch-historischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen allerdings ist dieser Fortschritt unstreitig vorhanden, allen in der Philosophie, der Königin der Profanwissenschaften, ist dieser Fortschritt nicht überall zu bemerken, sondern es ist da zwischen *k a t h o l i s c h e r* und *a k a t h o l i s c h e r* Philosophie zu unterscheiden. Nur die katholische Philosophie hat einen Fortschritt aufzuweisen, indem sie wie einst zur Zeit der Patristik und Scholastik den Wahrheitsertrag der zeitgenössischen Forschung in sich aufnimmt und so mit der Zeit beständig vorwärts schreitet. Bei der akatholischen Philosophie hingegen ist das nicht der Fall, sondern diese ist rückwärtlich, oder bewegt sich vielmehr in einem beständigen Vorwärts und Rückwärts, in einem ununterbrochenen Auf und Ab. Wie der Sisyphos der griechischen Sage zur Strafe für seinen Übermut gegen die Götter einen stets wieder entrollenden Stein bergan wälzen muß, so kann man auch von einer Sisyphosarbeit der modernen Philosophie reden. Oder was anderes will die Klage ausdrücken: „Wir arbeiten — arbeiten — aber wissen nicht wofür?“

So ist also die katholische Philosophie der akatholischen entschieden überlegen, und es war eine eigentümliche Ironie des Schicksals, daß gerade einer der Hauptchorführer der ungläubigen Philosophie, Professor Friedrich Paulsen in Berlin, ohne es zu wollen, den Nachweis für die Superiorität unserer Philosophie gegenüber der ungläubigen Tagesphilosophie bringen mußte. Es geschah dies in seinem interessanten Werke: „Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium“ (Berlin 1902). Um nicht dem Verdachte der Voreingenommenheit und Schwarzseherei zu verfallen, legen wir unserer Darstellung die diesbezüglichen Ausführungen Paulsens zu Grunde.

Vernehmen wir zunächst, wie uns Paulsen den Entwicklungsgang der modernen Philosophie seit dem 18. Jahrhundert schildert:

„Die Philosophie trat an die Stelle der Theologie als die baumeisterliche Wissenschaft“ d. h. sie übernahm die Aufgabe, eine einheitliche Welt- und Ge-

bensauffassung herzustellen. Mit kühnem Selbstvertrauen und jugendlicher Begeisterung konstruierte sie seit Kant ein System nach dem andern, von denen jedes den „Anspruch erhob, als Ewigkeitssystem die notwendige und allgemeine Form der Weltanschauung darzustellen.“ — Aber diese Systeme brachen bald zusammen und raubten der Philosophie alles Ansehen. „Seit dem Niedergang des Ansehens, das das letzte unter diesen Systemen, das Hegelsche, als die endlich offenbar gewordene Weltvernunft genoß, hat die Philosophie diese Stellung verloren. Innerhalb ihres Gebietes herrscht seitdem Anarchie, und ihr Ansehen wich bald der erbitterten Geringschätzung, womit Betrogene, nachdem ihnen die Augen aufgegangen, sich zu rächen pflegen. Allmählich ist einiges Vertrauen wiedergekehrt. Aber die Nachwirkungen jenes Bankbruchs sind noch überall zu spüren. Vor allem: Es giebt keine einheitliche philosophische Weltanschauung, wie sie früher, wenigstens in gewissem Umfang, vorhanden war. Die letzten Gedanken gehen in allen Richtungen der Windrose auseinander. Ein großer Teil des Publikums verharret in skeptischem Mißtrauen: Philosophie, eine eigentlich unmögliche Sache, die philosophischen Systeme, ephemere Erscheinungen.“

„Mit dem Mißtrauen gegen „zünftige“ Philosophie ist nicht selten ein ziemlich leichtgläubiges Zutrauen zu allerlei Gedankenbildungen, die sich als „unzünftige“ empfehlen, verbunden. Ja eine gewisse Gier nach feltjamen und unerhörten Gedanken tritt in manchen Kreisen hervor, die sich wohl auch bis zu einer wahren Sucht nach Paradoxie steigert: der lauteste, schreiendste Widerspruch gegen alles, was sonst galt, ist am ehesten sicher, einen großen Zulauf zu erregen. Man denke an „Rembrandt als Erzieher“, an M. Nordau, an Tolstoi, an Nietzsche: Sogleich ist eine Schar von Gläubigen und Adepten zur Stelle und befriedigt das Verlangen nach allgemeinen Gedanken über die Dinge und das Leben mit den wildesten „Umwertungen“ alles bisher Anerkannten; je schroffer der Widerspruch um so besser: So sind wir doch des alten Geltenden ledig.“

Dem gleichen Gedanken verleiht Paulsen an anderer Stelle noch viel anschaulicheren Ausdruck:

„Man denke,“ sagt er, „an die innere Haltlosigkeit, wie sie vor ein paar Jahren in der Beseppidemie, die „Rembrandt als Erzieher“ und „Moderne Kulturfragen“ hervorriefen, oder wie sie jetzt im Nietzscheult zur Erscheinung kommt: die Plakatphilosophie ist das Seitenstück zur Platakunst. Bald hier, bald dort erschallt der Ruf: Hier ist der Heiland, der heimliche Kaiser, der Wunderdoktor, der alle Übel der kranken Zeit heilt! Und alsbald rennen Tausende hinaus ihn zu sehen, und verkünden es in allen Blättern: siehe, wir haben ihn gefunden! Aber nach kurzer Zeit hat sich der Haufe wieder verlaufen, und niemand weiß mehr davon.“

Anschaulicher und treffender könnte man das rastlose, hastende Jagen der modernen Welt nach Wahrheit, aber auch die trostlose Aussicht, dieselbe zu gewinnen, wohl kaum zur Darstellung bringen. Es kommen uns hiebei jene Sophisten in den Sinn, die schon 400 Jahre vor Christus in Griechenland herumreisten von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Jeder von ihnen gab sich als Lichtbringer und Wahrheitsapostel aus und verschleißte seine Weisheit um teures Geld ans unwissende Volk und die lernbegierige Jugend, so daß sie Platon mit Krämern vergleicht, die ihre Ware zu Markte tragen und dort verschachern.

Welches sind nun die Gründe für die so beklagenswerte Tatsache, daß die Philosophie von ihrer einstigen Höhe herabgesunken und zum Gespötte der Leute geworden ist? Diese Gründe sind hauptsächlich drei. Einen haben wir bereits im vorigen Artikel genannt: es ist die Vernachlässigung des philosophischen Unterrichtes am Gymnasium und an der Universität. Zwei Stunden Logik in der siebenten und zwei Stunden Psychologie in der achten Klasse, das ist in Österreich alles, was am Gymnasium an Philosophie geboten wird. In Deutschland steht es diesbezüglich noch weit schlimmer. In Preußen wurde durch die Lehrordnung vom Jahre 1882 dem Unterricht in der Philosophie der Charakter eines Pflichtfaches entzogen, und obwohl seitdem angesehene Schulmänner immer und immer wieder ihre Stimme für die Einführung dieses Faches erhoben, so ist es bisher doch nicht gelungen, das Obligatorium zurückzuerobern. Direktor Prof. Dr. Rath in Nordhausen hat leztthin in „Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik“ eine Abhandlung veröffentlicht: „Ein Gang durch die neueste Literatur zum Unterricht in der philosophischen Propädeutik,“ die uns den ganzen Wirrwarr in dieser wichtigen Frage vor Augen führt.

Aber, wendet man ein, die Philosophie gehört nicht in das Gymnasium hinein, sondern soll dem Universitätsstudium vorbehalten bleiben! Würde die Philosophie systematisch betrieben, wie es z. B. an unserer Universität Freiburg geschieht, so könnte man diesen Einwurf vielleicht noch gelten lassen; allein auf den akatholischen Universitäten geschieht das eben nicht. Von Metaphysik, die ja den Kern der Philosophie bildet, keine Rede, höchstens eine Einleitung in die Philosophie, etwas Geschichte der Philosophie und in neuester Zeit etwas Moralphilosophie — von einem systematischen Kursus der Gesamtphilosophie keine Rede! Wollte sich also ein junger Mann auch ein gründliches philosophisches Wissen holen, so fehlt ihm einfach die Gelegenheit dazu.

Ein zweiter Grund des beklagenswerten Tiefstandes philosophischer Bildung ist das auf den Universitäten immer mehr sich breit machende Spezialistentum, das sich nicht bloß auf die exakten Wissenschaften beschränkt, sondern auch auf die Geisteswissenschaften auszu dehnen beginnt. Wir haben seinerzeit in Innsbruck ein ganzes, langes Wintersemester „die homerische Frage“ behandelt mit wöchentlich vier Stunden und von der Ilias kaum 100 Verse gelesen. Der Universitätsprofessor ist heute nicht mehr wie früher in erster Linie Lehrer, er betrachtet es nicht als seine Aufgabe, die Schüler in ein traditionelles Wissen einzuführen, ihnen einen Überblick über dasselbe zu geben, son-

dem er ist in erster Linie, wie Paulsen richtig bemerkt, „wissenschaftlicher Forscher“. Als solcher betrachtet er es als seine Aufgabe, seine Wissenschaft zu erweitern und zu vertiefen. Die natürliche Folge hievon ist, daß er auch seine Schüler zwingt, ihm in alle Spezialfragen zu folgen, die ihn gerade beschäftigen, dieselben mit unendlicher Breite und Tiefe behandelt und so die Zeit verliert, etwas Ganzes und Abgerundetes zu bieten. Ehrenvolle Ausnahmen giebt es selbstverständlich auch hier.

Nun aber sollte gerade die Philosophie, um ihren Beruf zu erfüllen, feststehend auf dem Boden der Überlieferung, die Einzelerkenntnisse auf allen Gebieten modernen Wissens zur Einheit zusammenzufassen suchen, um eine einheitliche Weltanschauung zu vermitteln. Darum kann das Spezialistentum keiner Universitätsdisziplin mehr schaden, als gerade der Philosophie. Doch lassen wir wieder Professor Paulsen das Wort: die Folge der heutigen Spezialisierung ist,

„daß der Hörer vielfach, statt zuerst eine allgemeine Orientierung über sein Gebiet, wie er sie vor allem braucht, zu erhalten, sogleich in eine Menge Spezialuntersuchungen hineingezogen und mit einer Masse von Details und Quästionen überschüttet wird. Die Lehrer behandeln nicht so sehr, was der Student braucht, als was sie selbst als Forscher treiben. Und die Wirkung stellt sich dann nicht selten ein, daß Hörer, die nicht finden was sie brauchen und suchen, nun überhaupt verzichten. Andere lassen sich gleich gefangen nehmen für irgend eine Spezialuntersuchung, es ist die Gefahr, der die eifrigsten und tüchtigsten am meisten ausgesetzt sind: Von einem bedeutenden Lehrer eingenommen, vielleicht auch von einem Schule zu machen begierigen Dozenten gleich mit Beschlag belegt, kommen sie nicht zu einer unbefangenen Hingebung an das Ganze der Wissenschaft, zur Weitung des Gesichtskreises durch allgemeine Studien, sondern machen sich alsbald über irgend eine Quästion und werden so verfährt, ehe sie recht gelernt haben, den Gelehrten zu agieren. Das kommt vor allem in der philosophischen Fakultät vor: man gräbt sich sobald als möglich irgendwo ein, in der Hoffnung auf eine Goldader zu stoßen. Darüber wird die allgemeine wissenschaftliche Ausbildung versäumt.“

Allein die Universitätsprofessoren halten uns da entgegen: Bei der gegenwärtigen Differenzierung der einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen ist es rein unmöglich, dem Schüler ein übersichtliches, abgeschlossenes Bild der jedesmaligen Wissenschaft zu geben. Es handelt sich vor allem darum, ihn in die wissenschaftliche Methode einzuführen, ihm zu zeigen, wie er auf dem von ihm gewählten Fachgebiet wissenschaftlich arbeiten soll. Bei den exakten und sprachlich-historischen Disziplinen kann man diese Entschuldigung ja gelten lassen, denn diese haben sichern Boden unter den Füß'n, arbeiten mit einem gegebenen Material, bei der modernen Philosophie ist das jedoch längst nicht mehr der Fall, und damit kommen wir zum letzten und tiefsten Grund der Niedergangs der Philosophie als Wissenschaft.

„Der philosophische Unterricht,“ sagt Paulsen, „ist von allen am wenigsten einheitlich und organisiert, er hat am wenigsten einen Bestand anerkannter Wahrheiten, es giebt kein Einverständnis über Methoden und Ziele, überhaupt kaum einen Punkt gesicherten Gemeinbesitzes, jeder geht seinen Weg, unbekümmert um die andern, stolz darauf, keinen Vorgänger zu haben, sondern völlig neue Wege zu beschreiten. Es gilt auch jetzt, was Plato im Theätet (180 B) sagt: „Von selbst schießen sie auf, indem jedem, Gott weiß woher, eine Inspiration kommt, und jeder glaubt vom andern, daß er gar nichts wisse.“ Und wenn es auch nur zu einer Umnennung aller Dinge reicht, so genügt auch das, den stolzen Anspruch auf ein neues „System“ zu begründen. Ich weiß wohl, die Sache hängt mit dem Wesen der Philosophie aufs engste zusammen; die Persönlichkeit ist hier von größerer Bedeutung als in andern Wissenschaften. Doch spielt auch leere Originalitätssucht dabei eine nicht geringe Rolle. Die Folge davon ist, daß weite Kreise auf eine ernsthafte Beschäftigung mit einer so unsichern Sache verzichten.“

Dies Geständnis ist leider nur zu wahr. Die moderne Philosophie verfügt nicht einmal über allgemein anerkannte, sichere Grundsätze, geschweige dann über einen festen Besitzstand von Wahrheit. Selbst die einzelnen Worte und Begriffe, wie Religion, Gott, Unsterblichkeit, Offenbarung, Freiheit u. s. w. sind ihres traditionellen Inhaltes entleert, so daß man bei jedem einzelnen Philosophen erst suchen muß, welche Bedeutung er mit diesen Terminen verbindet. Man hat den durch Kant inaugurierten Subjektivismus für diese traurige Lage der Philosophie verantwortlich gemacht; aber der Kantische Subjektivismus ist nur eine unabweisliche Folgerung aus dem protestantischen Prinzip der freien Forschung, weshalb Kant mit Recht der Philosoph des Protestantismus genannt worden ist. So ist also in letzter Instanz die sog. Reformation der Ausgangspunkt, das *πρώτου ψεύδος* der modernen philosophischen Irrungen. Zuerst verwarf man das Lehramt der Kirche und die Autorität des Papsttums und setzte an deren Stelle eine papierene Kirche und einen papierenen Papst, die Bibel und weil das Papier nicht redet, so machte ein jeder sich selbst zum Sprachrohr der Wahrheit, und so ist man nach und nach glücklich in Babel angelangt, denn eine „babylonische Verwirrung“ nennt Paulsen das Untereinander und Durcheinander der modernen Philosophie.

„Da haben wir's nun wieder glücklich heraus“, hält man uns entgegen, „die Reformation liegt den Katholiken so im Magen, daß sie der Sündenbock für alles, ja auch gar für alles sein muß.“

So sagen eben Leute, welche den Gang der Dinge nicht objektiv geschichtsphilosophisch betrachten, sondern die „Wahrheit“ aus sich selbst schöpfen. Zum Glücke giebt es aber immer noch protestantische Gelehrte, welche den „Freisinn“ und die „freie Forschung“ nicht so weit ausdehnen, daß sie sich nicht einmal mehr an historische Tatsachen gebunden glauben, und zu diesen gehört auch Paulsen. Also nicht wir, sondern

Paulsen macht die Reformation für den modernen „Hexensabbat“ in der Philosophie verantwortlich, wenn er schreibt:

„Die ältere Kirche ging überall von der Voraussetzung aus, daß die Wahrheit gegeben sei. Der neuere Universitätsunterricht geht von der Voraussetzung aus, daß die Wahrheit zu suchen sei; die Aufgabe des Unterrichts ist, hierzu geschickt zu machen und anzuleiten. Die Universität zog hiermit erst die Konsequenz der durch die Reformation geschaffenen Lage.“

Aber, wendet man ein, ist denn die Philosophie aus kirchliche Lehramt gebunden wie die Theologie, ist sie nicht eine von der Theologie unabhängige, selbständige Wissenschaft? Um diesen Einwand zu lösen, müssen wir uns fragen: „Was ist erfordert, daß eine Wissenschaft das Prädikat der Selbständigkeit beanspruchen kann? Dazu ist erfordert, daß sie ihren eigenen Gegenstand hat. Nun aber trifft das bei der Philosophie zu, denn sie hat die letzten Gründe der Dinge zu ihrem Objekt, während die Theologie die übernatürlichen Offenbarungswahrheiten, wie sie in Schrift und Tradition unter Obhut des unfehlbaren Lehramtes der Kirche niedergelegt sind, zum Gegenstand hat. Aber beide Wissenschaften beschäftigen sich doch mit Gott und dem Menschen und mit dem Verhältnis Gottes und des Menschen zur sichtbaren Natur? Allerdings, aber nicht in derselben Weise. Denn wenn zwar auch die Philosophie, insbesondere die Theodizee von Gottes Dasein, Wesen, Eigenschaften, Schöpfermacht, Vorsehung u. dgl. handelt, so geschieht es doch nur auf Grund und im Lichte bloßer Vernunftserkenntnis, die sich an die sichtbare Welt und an den Menscheng Geist wendet. Allein der Theolog erkennt Gott und das Göttliche nur aus der Offenbarung, diese umfaßt er als Prinzip, um darauf sein Lehrgebäude durch logische Verarbeitung, systematische Gruppierung und korrekte Schlußfolgerung aufzurichten, ähnlich wie der Historiker die geschichtlichen Tatsachen, der Jurist den Text der Gesetzesammlungen, der Naturforscher die Körper und ihre Erscheinungen als ein Gegebenes hinnimmt und mit dem gegebenen Material wissenschaftlich arbeitet. Während also die Philosophie ihrem ganzen Umfange nach reine Vernunftwissenschaft bleibt und darum die Geheimnisse des Glaubens aus eigenen Mitteln zu erweisen außer Stande ist, behält dagegen die Theologie überall ihren Wesenscharakter als strenge Auktorsitätswissenschaft. So ist also die Philosophie eine selbständige Wissenschaft und als solche von der Offenbarung und dem kirchlichen Lehramte innerlich unabhängig.“

Als selbständige Wissenschaft obliegt die Philosophie der Erforschung der Wahrheit. Und ein richtiges Wahrheitsresultat der Philosophie kann der Offenbarungslehre unmöglich widersprechen. Denn

Wahrheit und Wahrheit, die Wahrheit der übernatürlichen Offenbarung und die durch philosophische Forschung aufgedeckte natürliche Wahrheit können sich nicht widersprechen, und zwar deshalb nicht, weil beide Arten von Wahrheit einer und derselben untrüglichen Quelle entstammen, nämlich dem unendlich weisen und wahrhaftigen Gott.

Über wenn die Philosophie ein Resultat zu Tage fördert, das der Offenbarungslehre widerspricht, was dann? Dann ist der Fehler nicht auf Seite der Offenbarung zu suchen, sondern auf Seite der menschlichen Vernunft, denn die menschliche Vernunft ist ungeachtet ihrer Bestimmung für die Erkenntnis der Wahrheit dem Irrtum unterworfen, während Gott nicht irren kann. Die Vernunft muß sich also getäuscht haben, es muß irgend ein verborgener Rechnungsfehler vorliegen, sie muß also ihre Beweisgänge noch einmal prüfen und bei unbefangenen Verfahren wird sie denselben sicher ausfindig machen. Daraus ergibt sich für die Philosophie die wissenschaftliche Pflicht, nie einen Lehrsatz oder eine Behauptung aufzustellen oder anzunehmen, welche einer geoffenbarten Wahrheit sicher widerspricht. Denn solche Sätze und Behauptungen sind notwendig falsch. Der Philosoph muß also in seinen philosophischen Untersuchungen die Offenbarung als Leitstern betrachten. Sie soll ihn vor Irrungen schützen, oder, falls er sich verirrt hat, wieder auf den rechten Weg zurückführen. In diesem Sinne ist die Offenbarung eine negative Norm der Philosophie.

Über ist eine solche äußere Abhängigkeit von der Offenbarung nicht eine Knechtung der Philosophie? Eine solche äußere Abhängigkeit von der Offenbarung ist nicht eine Knechtung, sondern vielmehr eine Befreiung der Philosophie. Denn die Schranken, welche der Glaube der Wissenschaft setzt, sind nur solche, welche sie vor Irrtum bewahren, ihr aber auf dem Gebiet der Wahrheitsforschung volle Freiheit und Selbständigkeit lassen. So wenig der Wanderer, welcher auf wackeligem Steg sich am Geländer hält, um nicht in den reißenden Fluß hinabzustürzen, in seiner Freiheit, den Fluß zu überschreiten, gehemmt wird, ebenso wenig wird der Philosoph auf dem schwindligen Pfade der Wahrheitsforschung in seiner Freiheit behindert, wenn er sich an die Direktive der Offenbarung hält. Der Glaube nimmt der Wissenschaft nur die Freiheit und Möglichkeit in gewisse Irrtümer zu fallen. Diese Freiheit ist aber keine Vollkommenheit, sondern ein Mangel; gern wird der vernünftige Philosoph auf diese Freiheit verzichten, um dadurch in den sichern Besitz der Wahrheit zu gelangen. Wir sagen: „Der vernünftige Philosoph!“ Denn wer dies nicht tut, ist ebenso unvernünftig wie jener Engländer, der den ausgetretenen und mit Merkzeichen versehenen Pfad

ins Hochgebirge verließ, um einen eigenen interessanteren Weg ausfindig zu machen und sich dabei das Genick brach.

Übrigens zeigt die Geschichte der Philosophie am besten, wie weit die Philosophie ohne die Direktive und das Korrektiv der Offenbarung kommt. Die vorchristliche Philosophie, so große Wahrheiten sie auch ausgesprochen hat, wie schwankend und unbestimmt ist sie gerade in den wichtigsten Fragen des menschlichen Daseins, in den Fragen über Ziel und Ende des Menschen, über Gott und Unsterblichkeit! Der Begriff der Schöpfung aus Nichts war der vorchristlichen Philosophie geradezu unbekannt, und ist erst durch das Christentum in die Welt gekommen. Aber die vorchristliche Philosophie huldigte doch wenigstens dem Traditionsprinzip: Platon baute auf seinen Vorgängern organisch weiter und Aristoteles faßte den ganzen Ertrag der philosophischen Entwicklung bis auf seine Zeit, kritisch sichtend, zur Einheit zusammen. Darum ist es auch erklärlich, warum der Wahrheitsgehalt der vorchristlichen Philosophie relativ reicher ist, als der unserer modernen außerchristlichen Philosophie, weil dieselbe nicht bloß mit der Auktorität der Kirche, sondern auch mit der philosophischen Tradition der Vorzeit gebrochen hat. Wie so mancher dem Gymnasium entwachsener Student die akademische Freiheit als Ungebundenheit auffaßt und im Gebrauch dieser falschen Freiheit physisch und moralisch verkommt, so hat auch die moderne Philosophie mit Verachtung der kirchlichen Auktorität und der wissenschaftlichen Tradition die Lehrfreiheit als Lehrwillkür aufgefaßt, und steht nun vor der Tatsache des vollendeten Bankrottes.

Wieder ist es Paulsen, der uns die verderblichen Folgen der absoluten Lehrfreiheit auf den deutschen Universitäten schildert:

„Ist dem akademischen Lehrer die Freiheit gegeben, nur das und alles vorzutragen, was er selber als vernünftig und wahr befindet, so ist natürlich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß er nicht nur neue Wahrheiten nicht annimmt, weil ihm die eigenen alten Ansichten mehr einleuchten, sondern ebenso, daß er vorhandene Wahrheiten verwirft, um sie durch eigene Erfindungen zu ersetzen, die ihm mit dem Vorzug der Originalität schmeicheln. Die Sache kommt in allen Wissenschaften gelegentlich vor: Die eifersüchtig in Anspruch genommene Selbständigkeit des Denkens wird wohl auch zur vagierenden Neuerungssucht; am meisten natürlich in den Wissenschaften, in denen die Subjektivität den größten Spielraum hat, der Philosophie, der Theologie, überhaupt den Geisteswissenschaften. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in allen diesen Gebieten nicht wenig tüchtiges Meinen von deutschen Kathedern produziert wird, das zum Teil nur in der Sucht des Besserwissens und Andersdenkens seinen Ursprung hat. So in der Philosophie. Jeder neue Dozent setzt seine Ehre darein, sein eigenes System zu haben und statt des „alten Wahren“, von dem Göthe einmal spricht, lieber etwas Neues zu setzen, wenn es auch falsch und nichtig ist. Von irgend einem eigensinnig gewählten Standpunkt werden neue verquere Begriffe gebildet und mit ihnen ein Lehrgebäude errichtet. Dann werden Schüler geworben und

mit den neuen Begriffen eingedrillt; es giebt keine Narrheit, für die nicht in Deutschland, wenn sie nur in der Gestalt eines Systems auftritt, bald eine Anzahl Schüler zu haben wären, die sie als die neueste Weisheit ausrufen und in Zeitungen und Zeitschriften zur großen Angelegenheit der Gegenwart erheben. So ist der Schöpfer eines neuen Systems, der Begründer einer neuen Schule fertig, man kommt in die Geschichte der Philosophie und gehört der Unsterblichkeit an. Das ist der Preis für die Lehrfreiheit, nicht ein wohlfeiler Preis, aber er muß gezahlt werden: Freiheit und Gefahr sind nicht zu trennen."

Also auch Paulsen sieht ein, daß die Lehrfreiheit eine „Gefahr“ in sich schließt. Diese Gefahr ist keine andere als jene, die wir oben namhaft gemacht haben, nämlich die Gefahr, zu irren oder, wie es Paulsen noch drastischer ausdrückt, in „törichtes Meinen“ und „Narrheit“ zu fallen. Nun nimmt es sich allerdings eigentümlich aus, wenn Paulsen trotz dieser Gefahr auf die Lehrfreiheit im Sinne von Lehrwillkür nicht verzichten will; im Gegenteil, die Behauptung aufstellt, daß die deutschen Universitäten ihre heutige Stellung im wissenschaftlichen Leben der Völker eben dieser absoluten Lehrfreiheit zu verdanken haben. Worin die deutschen Universitäten Großes leisteten und noch Großes leisten, das ist nicht in der Philosophie und Theologie, worin sie den vom Mittelalter überkommenen Wahrheitschatz sozusagen ganz aufgebraucht haben, sondern das ist in den mathematisch-naturwissenschaftlichen und philologisch-historischen Fächern, also in Wissenschaften, bei denen die Lehrfreiheit etwas Selbstverständliches ist, weil sie mit der Offenbarung fast gar nicht in Berührung kommen, vorausgesetzt, daß sie innerhalb ihrer Grenzen bleiben. An der Blüte besagter Disziplinen auf den deutschen Universitäten ist also die Lehrfreiheit so ziemlich unschuldig, schuld daran ist vielmehr die reiche Unterstützung, welche der Staat den Universitäten angedeihen läßt, indem er sie mit kostspieligen Seminarien und Instituten ausstattet und von überallher die tüchtigsten Lehrkräfte sammelt.

Wenn es also Paulsen mit der Wissenschaft aufrichtig meint, so muß er in den Disziplinen „in welchen die Subjektivität den größten Spielraum hat, in der Theologie und Philosophie“ der „Narrheit“ und dem „törichten Meinen“ zu steuern suchen, und dies kann nur dadurch geschehen, daß er an die zur Zeit der Reformation verlassene Tradition wieder anknüpft und die Offenbarung als Leitstern in den philosophischen Untersuchungen anerkennt. Einen Anlauf dazu macht Paulsen allerdings, wenn er sagt:

„Es steht in keines Menschen Willkür, die Sache zu ändern. Doch können wir das Unbefriedigende der gegebenen Lage uns zum Bewußtsein bringen. Es bleibt zu wünschen und zu hoffen, daß sich aus der babylonischen Verwirrung allmählich etwas wie eine einheitliche philosophische Sprache und Anschauung erhebt, die den Ertrag der bisherigen philosophischen Entwicklung, um die Fälle

neu zuwachsender Einzelerkenntnis bereichert, zur Einheit zusammenfaßt. Wenn zugleich der leeren Originalitätssucht etwas weniger, der Achtung vor den großen Gedanken der Vergangenheit und der Neigung zur Anknüpfung an das Überlieferte bei den Lehrern der Philosophie etwas mehr werden wird, dann wird es um die Früchte des philosophischen Unterrichts, um die philosophische Bildung der akademischen Welt besser stehen als gegenwärtig."

Damit haben wir an Hand der Ausführungen Paulsens, eines der angesehensten Vertreter der modernen Philosophie, die Rückständigkeit und Inferiorität der ungläubigen Philosophie gegenüber der katholischen bewiesen. Denn dasjenige, was Paulsen als Gefahr für die Lehrfreiheit bezeichnet, ist für die katholische Philosophie nicht vorhanden; sie ist gegen diese Gefahr gesiegt durch das kirchliche Lehramt und dasjenige, was Paulsen als einzigen Ausweg aus dem Unbefriedigenden der gegebenen Lage ansieht: „Die Achtung vor der Überlieferung, vor den großen Gedanken der Vergangenheit,“ das hat der katholischen Philosophie von jeher innegewohnt, und von dieser Achtung läßt sie sich auch in gegenwärtiger Zeit nicht abbringen trotz aller Spöttereien und Inferioritätsrufe von gegnerischer Seite. Die katholische Philosophie hat endlich auch das, was Paulsen an der modernen Philosophie als großen Defekt betrachtet, sie hat einen festen Bestand anerkannter Wahrheiten und sichere Grundprinzipien. Diese festen unabänderlichen Grundprinzipien sind der sichere Boden, auf dem die katholische Philosophie vorwärts schreitet. Bei der modernen Philosophie ist aber schon deshalb kein Fortschritt möglich, weil sie keinen sichern Boden unter den Füßen hat, keine festen Prinzipien besitzt, auf denen sie weiter bauen könnte.

Darum heißt es das Wesen der katholischen Philosophie ganz verkennen, wenn die Gegner fort und fort behaupten, auf katholischem Standpunkt sei ein Fortschritt absolut unmöglich. Man studiere doch die christliche Philosophie von den Griechen aufwärts, und man wird in ihr eine beständige Entwicklung, einen ununterbrochenen Fortschritt wahrnehmen. Im Gegenteil, auf christlichen Standpunkt allein ist ein Fortschritt möglich. Oder, wie kann denn da ein Fortschritt stattfinden, wo ein jeder umstößt und ausreißt, was seine Vorgänger gebaut und gepflanzt haben? Ein Fortschritt kann doch nur da stattfinden, wo man an dem einmal sicher Errungenen festhält und darauf weiter baut. Übrigens zeigt die ungläubige Philosophie selbst am besten, daß das Wort „Fortschritt“ in ihrem Munde eine große Lüge ist. Schon im Jahre 1847 klagte J. H. Fichte:

„Seit Kant hat eine spekulative Götterdynastie die andere vom Throne gestürzt; jetzt kämpfen der Kronprätendenten gar viele gegen einander.“

Die deutsche Philosophie sei durch das „verworrene Chaos, in

welches sie geraten, dem einen zum Ärgernis, dem andern zur Torheit geworden.“ Sieht es heute etwa besser aus? Herrscht nicht auf allen Gebieten unter den modernen nichtchristlichen Philosophen ein wahrer Krieg aller gegen alle? oder wie es Paulsen treffend ausgedrückt hat „Anarchie“ und „babylonische Verwirrung“? Hat nicht der nämliche Philosoph noch unlängst den Ruf erhoben: „Zurück zu Kant!“ d. h. die ganze philosophische Entwicklung seit Kant ist eine große Verwirrung, wir müssen wieder von vorne anfangen. Ist das nicht eine gewaltige Reaktion, ein Rückschritt um zwei volle Jahrhunderte? Ja Paulsen bleibt auch bei Kant nicht stehen sondern geht noch weiter zurück, denn an anderer Stelle schreibt er:

„Der Glaube, daß es möglich sei, alle Rätsel des Lebens, des⁴ leiblichen und auch des seelischen, in bloße Mechanik der Atome aufzulösen, ist im Schwinden. Eine Weltanschauung, die durch F e c h n e r und S c h e l l i n g und G ö t t h e und weiter auf S p i n o z a zurückweist, ist im Vordringen.“

Tatsächlich zählt gegenwärtig der pantheistische oder idealistische Monismus Spinozas am meisten Anhänger. Wenn Paulsen nun einmal zurückgehen will, warum geht er denn nicht frisch zurück bis zur Quelle, aus der alles Elend der modernen Philosophie entsprungen, bis zur Reformation, von wo man die philosophische Tradition und die Lehrautorität der Kirche verlassen hat, um ohne Kompaß und Steuermann ins uferlose Meer der Meinungen hinauszusegeln?

Eine noch lächerlichere Zumutung an uns Katholiken ist es, wenn man behauptet, wir Katholiken fürchten die Resultate der modernen Wissenschaft. Eher möchte man vermuten, die ungläubige Wissenschaft fürchte die Resultate der katholischen Forschung, denn man geht denselben aus dem Wege, soviel man nur kann. Wenn man ungläubige wissenschaftliche Werke durchliest, so gewinnt man vielfach den Eindruck, als existiere gar keine katholische Literatur. Es ergeht einem da ähnlich wie auf Bahnhöfen, wo man vergebens nach einer katholischen Zeitung sucht. Im großen weitverbreiteten Werke von Paulsens „Einleitung die Philosophie“ finden wir einen einzigen katholischen Autor zitiert, und zwar den Jesuiten H. Gruber mit seinen beiden Monographien „Comte und der Positivismus.“ Und doch setzt sich da Paulsen mit Fragen auseinander, an deren Lösung auch Katholiken alter und neuer Zeit mit Erfolg gearbeitet haben. Und doch setzt er seinem Buche die Worte Götthes als Motto voran:

„Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat eble Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre, faß es an!“

Man vergleiche dagegen die Schriften unserer katholischen Autoren, z. B. die großen apologetischen Werke eines Hettinger, eines P.

Weiß, eines Schanz u. s. w. Man findet da die akatholische Literatur in ganz gleicher Weise berücksichtigt wie die katholische; die gegnerische Ansicht wird entwickelt, geprüft, das Unrichtige wird abgelehnt, das Richtige angenommen und dem uralten majestätischen Wahrheitsbau der katholischen Wissenschaft eingefügt. Wie siegreich setzt sich die große zweibändige Moralphilosophie von Cathrein mit all den bunten, neuesten Anschauungen auf dem Gebiete der Ethik, des Rechtes und der Gesellschaftsphilosophie auseinander! Wer da den Eindruck gewinnt, daß die katholische Philosophie die moderne Wissenschaft fürchtet, dem ist nicht mehr zu helfen.

Und warum sollten denn wir Katholiken die moderne Wissenschaft fürchten? Jede Wissenschaft, wenn sie wirklich diesen schönen Namen verdient: Die Ethnologie, die vergleichende Religionswissenschaft, die Geologie, die Paläontologie, Biologie, Soziologie, und wie alle die Wissenszweige heißen, die ihr Entstehen der Gegenwart verdanken, sie alle sind ja nicht Feindinnen, sondern treue Bundesgenossinnen der katholischen Kirche, der Wahrheit, die sie immer mehr illustrieren, immer mehr ins Licht setzen. Schon der Name dieser Wissenschaften ist eine Apologie der Wahrheit, denn sie haben fast alle das griechische Wort *Λόγος* zum Bestandteil. Dies ist aber das nämliche Wort, mit dem der Theolog unter den Aposteln, der heilige Johannes, den eingeborenen Sohn Gottes bezeichnet. Und von diesem Logos, so lehren die Kirchenväter und Scholastiker, ist alle Wahrheit, die durch Offenbarung vermittelte und durch Forschung errungene, ausgegangen, denn er hat gesagt: „Ich bin die Wahrheit.“ Was die Heiden an Wahrheit besaßen, ist geheimnisvolle Spende des Logos und weist auf ihn hin, wie das Gesetz und die Weissagungen des alten Bundes auf Christus hinweisen.

Machen wir einmal die Probe! Alles, was diese neuesten Wissenschaften aufzuweisen haben an Wahrheitsgehalt, war schon längst fester Besitzstand der katholischen Kirche. Die vergleichende Religionswissenschaft liefert nur den Beweis, daß das Christentum die absolute Religion ist. Denn was Wahres in den verschiedenen Religionen der Natur- und Kulturvölker sich findet, das findet sich auch im Christentum. Es ist das das Reich der natürlichen Wahrheit. Aber über diesem Reich der natürlichen Wahrheit erhebt sich im Christentum noch ein Reich der übernatürlichen Wahrheit, welches sich auf ersterem aufbaut, wie die Gnade auf der Natur sich aufbaut. Die vergleichende Religionswissenschaft hat den historischen Beweis geliefert für die Wahrheit des schönen tertullianischen Satzes: *Anima humana naturaliter christiana*, die Menschenseele ist von Natur eine Christin. Was der Dar-

minismus an Wahrheitsgehalt in sich schließt, findet sich bereits grundgelegt bei den Kirchenvätern, namentlich beim hl. Augustinus, ja teilweise schon bei den Griechen. Eduard Zeller hat seiner Zeit eine Schrift verfaßt: „Der Darwinismus in der griechischen Philosophie.“ Was der Sozialismus an Wahrheit enthält, sind spezifisch christliche Ideen, die Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, allerdings zu einem Zerrbilde verunstaltet. Und wie ausgiebig läßt sich der historische und moralische Gottesbeweis an Hand der Völkerkunde und Völkerpsychologie führen, sowie der kosmologische und teleologische Beweis an Hand der Resultate der Naturwissenschaften, angefangen von der Geologie bis hinauf zur Astronomie, sie alle sind eine mächtige Illustration des uralten Wortes Gottes: „Herr, unser Gott, wie wunderbar ist dein Name auf der ganzen Erde“, und jenes anderen: „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes und seiner Hände Werk verkündet das Firmament.“

Aus einer Unterschule.

Bersehen wir uns in eine zahlreiche Unterschule. Hier wollen wir folgende Punkte besonders ins Auge fassen:

1. Der erste Schultag.
2. Behandlung im allgemeinen.
3. Die einzelnen Fächer.

Mit dem ersten Schultag wollen wir beginnen. Da ist sie, die bunte freundliche Schar der Kleinen. Ihnen sollst du Mutter und Vater sein. Vorerst gilt es, den Übergang zu machen vom Elternhaus zur Schule. Ein bedeutungsvoller schwerer und ein wichtiger Gang, der wichtigste Schritt fürs ganze Schulleben. Man hat die Kinder dir übergeben; aber ob die Kinder samt und sonders sich dir auch übergeben haben? Ich bezweifle, ich verneine es sogar. Das Herz des Kindes, es ist eine Festung, die man nicht geben und nehmen kann, wie ein Stück Erz. Sagt schon Schiller: „Der Mensch muß nicht müssen.“ Das gilt vom Kinde ebenso gut, wie vom Erwachsenen. Wie nun das Herz des Kindes erobern? Was tut ein Feldherr, wenn er eine Festung erobern will? Gilt er im Sturmtritt auf diese zu, sie zu beschießen? Nein. Vorerst entwirft er sich mit Klugheit und Geschick einen Plan, studiert, wie sie erstellt sei, ihre Lage, ihre Verteidigung, wie und wann derselben am leichtesten beizukommen sei. Dann nähert er sich ihr mit Ruhe und Vorsicht. So müßens auch wir machen. Genaue Kenntnis des kindlichen Wesens ist unerlässlich. Jeden Schüler muß der Lehrer nach seiner ganzen Individualität, seinen sozialen Lebensverhältnissen und nach seinem Temperament behandeln und seine Forderungen darnach richten.

Lehrer Haag selg. sagt: „Es ist unsere Aufgabe, die Kinder gleich anfangs zu studieren und darnach unsere Forderung und Behandlung einzurichten. Da muß ein gewisses Maß von Mangelhaftigkeit, von Gemächlichkeit, dort eine Portion Lebhaftigkeit, Unruhe und Flüchtigkeit ertragen, ohne Vorwürfe, ohne Strafe in aller Ruhe hingenommen werden. Warum? Weil's unmöglich anders sein kann. Weil der Apfelbaum keine Birnen zu tragen vermag, und weil der Schöpfer diese Kinder so und nicht anders geschaffen hat. Weil wir sie nicht

anders machen, ihnen höchstens einwenig nachhelfen können. Wir würden sie noch so ungleich finden, wenn wir sie bis ins zwanzigste Altersjahr in der Schule hätten und alle Tage schimpfen und alle Augenblicke strafen würden; es diene nur dazu, uns und den Kindern das Leben sauer zu machen. Wenn wir die Kinder so auffassen, den Beruf so treiben, muß es uns nicht leichter sein, Schule zu halten? Wird das Verhältnis zwischen uns und dem Kinde nicht ein ganz anderes? Wird nicht jetzt und später erst recht Liebe statt Abneigung walten? Wird das Schulgeschäft nicht ein freundlicheres, für die Gesundheit erträglicheres? Werden die Erfolge nicht größer und die Resultate weit günstiger sein?"

Es scheint mir sogar dankbar zu sein, ein besonderes Heft anzulegen, wo jedem Schüler eine Seite eingeräumt ist. Da werden seine Charaktereigenschaften, seine Fähigkeiten, wie besondere Vorkommnisse skizziert, unter größter Sorgfalt und strengster Objektivität. Es kostet wenig und braucht nicht viel Zeit, und doch kann es in späteren Jahren oft auffallend rasch und sicher Auskunft geben: Ist bei dem und dem das und das möglich? Ist ihm dieses und jenes zuzumuten?

Halten wir Umschau unter den Kleinen. Was lesen wir in ihren Gesichtern? Freude, Furcht, Bangigkeit. Mit diesen kleinen Leuten sollen wir uns nun 2, 4, 6, 8 Jahre Tag für Tag abgeben. Darum sei unsere erste Aufgabe, daß sie unser werden. Hier müssen wir abweichen von dem Tun obiger Feldherrn. Nicht mit Pulver und Blei, nicht mit Strenge und Gewalt müssen wir unsere Arbeit fortsetzen. Nicht den barsden Ton eines Unteroffiziers dürfen wir anwenden. Das wäre gefehlt, ja ganz verkehrt. Liebe sei unser Lösungswort, und Liebe leite all' unser Tun. Die weitaus größte Zahl Anfänger naht sich Schule und Lehrer mit Angst und Mißtrauen. Ein Beispiel. In meinem Kreise habe ich eine Familie mit drei Kindern, gute, brave Eltern und ebensja die Kinder, Luisa in 5., Karl im 2. und Paul im 1. Kurs. Was sagte nun Paul letzten Winter zur Mutter? „Mutter, Mutter, ist es wahr, würde man sterben, wenn man Samenkörnlein der Herbstzeitlose essen würde? Ja, warum? dann will ich solche essen, dann werde ich auch sterben, dann muß ich nicht in die Schule.“ Mit solcher Angst, mit solchem Entsetzen, mit wahrer Verzweiflung sieht manches Kind dem Schuleintritt entgegen. Und das ist ein Kind, das — wohlverstanden! — nie etwas gegen Schule und Lehrer gehört hat. Dieses Beispiel steht nicht vereinzelt da. Es soll aber genügen und soll mir nur das Recht einräumen, etwas länger beim ersten Schultag stehen zu bleiben. Wohl gibt es auch Kinder, die den ersten Schultag kaum erwarten mögen. Vormittags um 10 Uhr sagen sie: Mutter, kann man noch nicht essen? Ich muß ja heute in die Schule. Ja, komme ich nicht zu spät? Mutter, soll ich den Vater zum Essen rufen? Und 100 Fragen, alle darauf hingerichtet, rechtzeitig in die Schule zu kommen, stürmen auf die Mutter ein. Und selbst dieses Kind kann sich einer gewissen Angst nicht erwehren, wenn es den gestrengen Lehrer erblickt und die ihn umgebende Schar mustert. Sieht doch schon in der hintersten Bank ein kleiner Knirps in der Einsamkeit und reißt sich die Augen, während die kleine Agnes nicht aufzuschauen magt. Und der Lehrer? Steht er da mitten unter ihnen wie eine Statue? Nein, hundertmal nein! Wer das kann, der hat kein Lehrerherz. Unser Seminardirektor hätte zu einem solchen gesagt: „Gehe in die Straße und klopfe Steine!“ oder „Gehe in die Mühle und trage Säcke!“ Was nun vornehmen? Etwa sogleich unterrichten wollen, das wäre nicht nur fast unmöglich, sondern auch verkehrt. Jetzt steige hinab zum Kinde, werde mit dem Kinde Kind, verkehre mit ihm in kindlich einfach schlichter Form. Und Freude wirst du erleben, nie geahnte Freude und Seligkeit. Denn ein Freudentag soll der erste Tag sein. Haben wir das erreicht, daß das Kind zur Ueberzeugung kommt, es ist schön gewesen, so haben wir mehr gewonnen, als

wenn wir sie eine ganze Reihe Buchstaben lehrten. Jetzt habe ich aber noch nicht gesagt, wie denn die Sache eigentlich zu machen sei. Es ist ein gewisses „Etwas“, hat man uns im Seminar gesagt, das kann dem Menschen nicht gegeben werden. Ich will aber doch suchen, den Vorhang ein wenig zu lüften. In aller Gemütlichkeit, in froher freundlicher Stimmung stehe ich unter den Kindern und stelle etwa folgende Fragen an sie: Wie heißt du? Was tut deine Mutter? Warum ist dein Vater nicht mit in die Schule gekommen? Laßt ihr die Röhre schon aus? Warum hast du die Puppe nicht mitgenommen? Gelt, sie hat Zahnweh? Paul, warum hast du ein so schönes Kittlein angezogen? Ida, warum bist du so schön gekämmt? Wie die Antworten verschieden lauten! Wie die Brust sich hebt! Wie die Herzen zu schlagen beginnen! Wie die Augen glänzen! Wie der Mund lächelt! Es ist, als ob eine Seligkeit herniedersteige. Jedes drängt sich in die vorderste Reihe; habe sie nämlich aus den Bänken und vor mich treten lassen. Alles das ist fast lächerlich klein, damit sie aber wissen, daß ich in meinem Gebahren nicht vereinzelt dastehe, so gebe ich Jedem das Wort.

Er sagt also: „Vezte Ostern kam ich sogar auf die Gedanken, mit meinen kleinen Neulingen (Knaben) gleich am ersten Tage ein Vogelschießen zu veranstalten (vielleicht überläuft dabei gewisse Leute eine pädagogische Gänsehaut!) Ich zeichnete nämlich einen doppelhalsigen Vogel an die schwarze Tafel und befahl, nun darnach zu schießen. „Zielt einmal,“ hieß es nun z. B. „nach der Fahne.“ Die Kinder gebahrten sich sofort, als ob sie eine Flinte an den Backen legten, zielten, und als ich „drei“ aussprach, schoßen sie los, d. h. sie riefen wie aus einem Munde „Puff!“ Kaum war der Schuß gefallen, fiel auch die auß Korn genommene Fahne, d. h. ich wischte sie weg. Welcher Jubel für die Kinder! Ich ließ sie nun alle einzelnen Teile des Vogels abschießen, bis zuletzt der Königsschuß kam.

Vielleicht lächelt auch mancher ob dieses Unternehmens und meint, es sei eine nutzlose Spielerei. Dem sei, wie ihm wolle. Ich aber wiederhole dieses Manöver nächstes Jahr wieder, denn ich habe mich überzeugt, daß es den Kleinen außerordentlich Freude bereitet, und habe aus dem Munde verschiedener Eltern gehört, daß die betreffenden Kinder nach ihrer ersten Heimkehr gesagt haben: „Ei, heute war's aber hübsch in der Schule!“ Hat aber jenes Spiel den Kindern Vergnügen gewährt, so ist sein Zweck erreicht, denn weiter hatte es keinen.“

Eine andere Beschäftigung sagt derselbe Lehrer, in der ersten Stunde ist die, daß ich einsilbige Wörter nachsprechen lasse und zwar im Chor, klinge es, wie es wolle. Z. B. Frik Franz, Paul, Karl — Maus, Frosch, Spiz, Hund — Brot, Salz, Milch, Halt! u. s. w. Sind das auch kleine Dingerehen, es ist der erste Same, der ins Kinderherz gelegt wird. Er wird gedeihen, zu einem Baume erstarken und edle Früchte zeitigen. Ueberhaupt, um auf mein erstes Bild zurückzukommen, die Feste ist erobert, der Sieg ist gewonnen, die Herzen sind mein. Es soll jemand kommen und soll mir dieselben nehmen, wenn er kann, ich habe sie in meiner Hand und auch in meinem Herzen.

Zwischen hinein bin ich kurz zum 1. und 2. C. gegangen, zu sehen, wie es mit ihrer schriftlichen Arbeit steht. Sie war leicht, darum wurde sie auch gut gemacht, so habe ich's wollen. Warum, davon später. Sie erhalten wieder eine andere Aufgabe, etwa Rechnen, es ist ihnen aber nicht verboten, den Blick hie und da zu den Neueingetretenen zu richten. Nun wird noch eine Übung mit Griffel und Tafel vorgenommen. Die Tafel wurde von den Größern quer liniert, und der erste Kurs hat die Aufgabe, in jedes Quadrat einen Schrägstrich von Ecke zu Ecke zu machen. Obschon leicht, ist es doch nicht so von selbstverständlich, darum lasse ich diese Übung zuerst einzeln an der Wandtafel probieren. Nachher folgt die erste Selbstbeschäftigung. Mit

Ungebuld haben die erste und zweite Klasse die Zeit erwartet, bis der Lehrer auch sie eines Wortes würdige. Sind doch auch sie diesen Nachmittag um einige cm gewachsen, weil sie in eine höhere Klasse gerückt sind, und es gilt nun, im neuen Buche den ersten Versuch zu machen. Ihre gehobene Stimmung kommt mir ganz gelegen. Sie sollen ein Muster sein in den Augen der „Neuen.“ Sind diese noch so fleißig am Striche malen, sobald der Lehrer sagt: „2. C. Achtung! erheben sich auch die Köpfe im 1. C., um zu sehen, was da losgehe. Die gleiche Liebe, die gleiche Freundlichkeit, die wir ihnen auch da an den Tag geben, bestätigt ihnen vollends, daß der Lehrer „en frei“ sei. 10 Minuten, nicht länger, war 1. C. selbstbeschäftigt, jetzt fängt es an lebendig zu werden.

Es wird nachgeschaut. „Ihr habt schöne Striche gemacht. Ich habe geglaubt, ihr findet „s Winkeli“ nicht, aber ihr habet halt gute Auglein, hie und da eins ist zwar noch einwenig daneben gekommen, aber es geht dann schon. Ihr dürft nun die Tafel regeln und einwenig ruhen. Die „Großen“ sind bald auch fertig, dann könnt ihr mit ihnen heim. Morgen dürft ihr dann früher gehen. Könnt ihr wohl einwenig ruhig sitzen? 2. und 3. C. hat noch Rechnungen zu lösen. Wiederum wird ängstlich jedes Wölklein fern gehalten, denn heute will ich unbedingt heiteren Himmel. Nach dem Schulgebet wird verabschiedet. „Morgen müßt ihr wieder kommen, dann zeige ich euch ein schönes Bild! — Später wird ein Geschichtlein erzählt. — Sagt zur Mutter, sie solle euch Butter auf's Brot streichen, ihr seid gute Kinder gewesen.“ Grüßend verabschieden sie sich. Ich sage ihnen, sie sollen bald wieder kommen. Ida läuft noch zwei Schritte zurück und ruft zur Türe herein: „Adieu! Ich komme dann morgen, sobald ich gegessen habe.“ Ein herrlicher Tag. Ein schöner Tag. Morgen soll's wieder so werden.

Würdig und ebenbürtig sollen sich die folgenden Tage dem ersten anschließen. Der angeschlagene Skulton soll wenigstens den ersten Monat sich gleich bleiben. Dann darf er allmählich etwas trockener und einsilbiger werden. Sie be soll die Herrscherin in der Schnte sein. Wo sie das Szepter schwingt, gedeihen keine Duckmäuser und Sehköpfe. Bevor ich zur allgemeinen Behandlung übergehe, möchte ich auf einen Übelstand aufmerksam machen, der durchaus nicht in Gleichgültigkeit, sondern in falschem Eifer seine Wurzeln hat. Ich meine die Eile. „Eile mit Weile“, dieses Sprüchlein sollte an der Stirne jeder Fibel stehen. Da trifft man noch Schulen an, die fangen in der ersten Woche, ja sogar am ersten Tage an, Buchstaben zu schreiben und zu lesen. Ein Lehrer, voll Eifer, hat sich gefreut, unter den Neulingen so viele gut vorbereitete Kinder zu finden. Er hat nämlich gleich am ersten Tage ein kleines Examen mit ihnen gehalten. A kann schon 6 Buchstaben schreiben. B liest schon die ersten zwei Seiten, ohne zu atmen. C kann sogar auf Seite 8 Wörter lesen. Einige zwar sind, die können noch gar nichts, haben nicht einmal den „i“ machen können, den ich ihnen auf die Wandtafel geschrieben habe. Unter diesen ganz dummen war auch der August. Noch etwas von diesem. Als ich mit ihm in den ersten Tagen desselben Weges gehen mußte, habe ich zu ihm gesagt, ich dürfe nicht bei N vorbei, der Hund da könnte mich stechen. „A!“ sagte er, ein Hund kann nicht stechen, er hat ja keine Hörner.

Ein Kind, das mich mit solchen Antworten bedient, lasse ich nicht zu den „Stöcken“ zählen, mit denen im ersten Jahre nichts anzufangen sei. Aber wie stand es am Ende des Jahres mit der ganzen Klasse, auf welche der Lehrer solche Hoffnung setzte? Bedeutend unter mittelmäßig, die Hälfte der Klasse leistete geradezu nichts. Wie ist aber das zu erklären? Der Lehrer wollte mit jedem Schüler da weiterfahren, wo er gerade stand. Die Schwächern sollten im Sturmschritt nachziehen, haben aber nicht einmal laufen gelernt. In kurzer Zeit hatte der Lehrer so viele Anteilungen, als die Klasse Köpfe zählte. Vor 50

und 100 Jahren mag es in einer Schule allerdings so ausgesehen haben. Jetzt aber dürfen wir solches Geplänkel kurzweg in die Kumpelkammer werfen. Das ist Mechanismus, das ersticht die anmutige Kindlichkeit, das macht den Schulgarten zu einer Fabrik, wo die tote Maschine zwar fleißig arbeitet, aber sie bleibt eben eine Maschine, mit der nichts mehr anzufangen ist, sobald eine kleine Verschiebung eingetreten ist, oder auch nur die kleinste Schraube fehlt. Zu solchen willenlosen Dingen wollen wir die Kinder, die Lieblinge Gottes, nicht heranziehen. Wie machen wir dadurch unseren schönen Beruf so eintönig, so langweilig, so tot!

Ein Kind hat sieben Leben, und wir nehmen ihm sechs, das ist ein Mißgriff, nein, nennen wir lieber das Kind beim rechten Namen, das ist ein Verbrechen gegen die Methode, zu dem wir uns unter keinen Umständen hergeben dürfen. Eine Lehrerin einer Armenschule klagte mir einst, es sei so langweilig in ihrer Schule. Die Kinder haben kein Interesse an der Sache, sie wisse ihnen keinen Wettstreit beizubringen, es seien eben alle im gleichen Hause, darum diese entsehlige Gleichgültigkeit. Ich begreife die Lehrerin wohl. Sie wußte, wo der Fehler lag. Freude, Liebe, Eifer, Regsamkeit im Lernen bringt man nur zustande mit Klassenunterricht. Wettstreit unter den Schülern erzielt schönere Erfolge, als ganze Stöße Hausaufgaben, als Gezetter und Gepolter. Wie können wir aber unter den tischhohen Bänken den Wettstreit pflanzen und pflegen? Ganz leicht. Voraussehen dürfen wir im Schreiben, Lesen, Rechnen nichts, gar nichts. Wir müssen zuerst gemeinsam ein gutes, solides Fundament bauen. Um das tun zu können, müssen wir eben auf der untersten Stufe anfangen. Den Übergang vom Haus zur Schule nicht vernachlässigen. Ja, was sie aber früh lernen, können sie später. Man lernt nichts zu früh. Sie müssen am Examen etwas können. Im Winter geht es vielleicht eine Zeit lang langsam vorwärts. Ganz recht. Bin auch dabei. Die Übungen, die ich in den ersten Wochen machen lasse, gleichen zwar Spielen, und das ist es eben, was ich will. Spielend soll das Kind vom Elternhaus in die Schule eingeführt werden. Spiel war bisher seine einzige Beschäftigung, und jetzt soll dieses mit einem Schlage gänzlich verbannt werden? „Was man gerne tut, gedeiht nochmal so gut.“ Darum kleiden wir den ersten Unterricht in ein Spiel. Sie werden sehen, nur die Form ist Spiel, der Unterricht ist derselbe, der überall grundlegend vorausgehen muß. Nur warne ich vor Unordnung und Planlosigkeit. Der Unterricht muß geregelt sein; jeden Tag etwas, etwas im Lesen, etwas im Schreiben, etwas im Rechnen und zwar schon vom ersten Tage an. Das genügt. Um aber das tun zu können, bedarf es der Vorbereitung und der Nachbereitung. Und zwar ziehe ich die schriftliche Vorbereitung der nur mündlichen vor, auch wenn die Sache noch so einfach ist. Wie der Baumeister sich einen Plan entwirft und denselben sowohl in seiner Gesamtheit als im Detail kennt, so müssen auch wir einen Plan entwerfen: das habe ich in diesem Jahr zu behandeln, dieses trifft's auf das Sommersemester, jenes auf das Wintersemester. In der ersten Stunde dieses, in der zweiten jenes. Hier will ich diese Methode anwenden, da jene Vehrweise benutzen. Alle Monate wird ein kleiner Auszug gemacht, dann wissen wir, wo wir stehen. Wie war es letztes Jahr? Warum bin ich nicht weiter gekommen? Wie kann ich es nachholen? Zur Nachbereitung gehört ferner das Anmerken schwieriger Stellen, und wo habe ich gefehlt, daß es nicht besser ging. Warum bin ich so in Harnisch gekommen; das darf nicht wieder geschehen.

Ein Bsp. soll kurz reden. Im zweiten Rechnungsbest Nr. 28 steht am Rand: Großer Sturm! 26. Febr. 1904, d. h. die Schüler blieben plötzlich stecken, sie konnten gar nichts, nicht einmal die Begabtesten leisteten etwas. Ich konnte mir nicht erklären, warum. Meiner nicht mehr Meister, fing ich an zu

schelten, und nachher merkte ich doch, daß ich im Unrecht war. Darum dieses Brandmal. Und es hat schon seinen Nutzen gebracht. Im folgenden Jahre erkannte ich diese kritische Stelle sofort und wußte, hier müssen meine Kleinen getragen, nicht nur geführt werden.

Die Nachbereitung mit allmonatlichem Auszug: aus dem Tagebuche ist fast wichtiger als die Vorbereitung. Es war letzten Winter, da stieß ich auf einer solchen Klippe auf, wo ich mir gar nicht zu helfen wußte. Die ganze Abtheilung hatte sehr brav gerechnet. Plötzlich stand die Mühle still. Warum habet ihr nicht weiter gerechnet? Du auch nicht, Katharina? Wir haben noch nie solche gerechnet, ich weiß nicht, wie man's macht. Da müssen wir sie eben auslassen, wenn ihr sie doch nicht könnt. Ja, Ihr müßet sie uns erklären, dann können wir's schon. Ich versprach ihnen das auf morgen. Sie freuten sich schon, und ich war wenigstens vorläufig aus der Patsche. — Jetzt kann's losgehen. Daß ich am Abend die Sache durchgegangen, nachgeschlagen und verglichen habe, ist selbstverständlich. Die puzten die Augen und spitzten die Ohren. Kaum hatte ich ein Beispiel erklärt, meldeten sich schon einige, den Versuch zu wagen. Die Sache verlief wie spielend. Am Schlusse der Lektion sagte Katharina, sich die fetten Händchen reibend: Geltet, jetzt haben wir's doch können, und ihr habet gesagt, wir können's nicht. Ich sagte nichts, aber dachte et.was. Sollte einer meinen, das sei denn doch ein zu freier Verkehr, man lasse die Auktorität mit Füßen treten, so sage ich entschieden nein. Solange die Schüler in der Pause suchen, im Geheimen sich zum Lehrer zu schleichen, um ihm die Schuhe abstauben zu können, ist genanntes Bedenken grundlos. So kleine Vorkommnisse, Beiden und Freuden, helle und trübe Augenblicke, notiere ich mir in einem extra hiezu angelegten Heft. Wohlverstanden, nur für mich, es bekommt's niemand weiter in die Hände. Es werden im Jahr 2—3 Seiten beschrieben, nicht mehr. Kleine Arbeit — großer Lohn. Aus diesem Sammelsurium habe ich mir schon viel Nutzen geschöpft, Trost und Aufklärung, Vorsicht und Nachsicht. Nun noch etwas von der Disziplin. Wo der Lehrer in der richtigen Stimmung — Liebe und frohe Laune, Hauptsumme aller Lehrertugenden — und mit der richtigen Vorbereitung in der Schule wirkt, ergibt sich diese wie von selbst. Aber die richtige Verteilung der Zeit ev. der Lektionen, die ergibt sich nicht von selbst. Fahrjetzte habe ich Schule gehalten, und ich konnte mit der Zeit noch nicht haushalten. Ohne Rast, aber ohne Hast! Keine Lücken, keinen Unterbruch, keinen Müßiggang! Nicht tändeln, Magister! Werde kein Schwächer! Würde! Majestät! In der guten Ausnützung der Zeit soll sich unsere Kunst bewähren, sonst bringens wir zu keinem Ziele. Nicht zu lange bei der gleichen Lektion verweilen. Jedermal nur einen Punkt scharf ins Auge fassen. Einen Feind nimm aufs Korn, nicht zwei gleichzeitig, sonst geht der Schuß daneben. B. Bsp. Wer will heute recht laut lesen? Heute will ich jedesmal den Enbuchstaben recht klar hören. Heute möchte ich wissen, wer am richtigen Ort absetzen kann. Morgen wird es ein bißchen schwer werden. Ich möchte nämlich schauen, wer ein Sätzlein ohne einen Fehler lesen kann. Was meint ihr, bringt ihr's fertig? Desgleichen beim Schreiben. Desgleichen beim Rechnen.

Ich will schließlich nicht sagen, daß es das ganze Jahr ohne Tadel und Strafe abgehe. Aber auf einen Satz möchte ich besonders aufmerksam machen, nämlich: Bei dem Kinde ist das eine Strafe, was als Strafe gilt. Nicht von ihrer Größe hängt die Wirkung ab. Und 1. C. darf im ersten Monat keine Strafen sein. Darum auch im 2. und 3. C. mehr Rücksicht. Sind Strafen durchaus nicht zu umgehen, warte, bis 1. C. fort ist. Der Lehrer ist ein lieber Mann und kein Despot, muß bei ihnen in Fleisch und Blut übergehen. In der zweiten Woche sagte ich zum 2. C.: Ihr müßt ganz ruhig sein, ihr seid jetzt keine Erstkläßler mehr. Maria replizierte: Ja, wir wissen's. Ihr habt halt

die Erstkläbler am liebsten. Ich weiß, welchen habt ihr am liebsten, den Paul. Was ich noch nicht herausgefunden, hat dieses Kind schon richtig herausgebracht. Der gleiche Paul, der mit der Mutter Erlaubnis mit den Samen der Herbstzeitlose manipulieren wollte. Die Kinder sind keine Klöße, sie haben scharfe Augen und große Unterscheidungsgaben. Und schließlich: Die Augen des Lehrers sollen mehr ausrichten als seine beiden Hände. Wir hatten im Seminar einen Professor, der es außerordentlich gut verstand, Ruhe und Ordnung zu halten. War er im Klassenzimmer oder im Studiensaal, er brauchte keine Worte. Ruhig durfte er beim Katheder bleiben, sein Blick, sein liebes Vaterauge, hielt alle im Zaume.

Wenn ich nun zum dritten Teile übergehe und mich da kurz zu fassen bemühe, kann Ihnen das nur lieb sein, ist doch manches schon im 1. und 2. Teil enthalten, was hierauf Bezug hat. Hier kommt zuerst der *Anschaungs- oder Sachunterricht* an die Reihe. Er bildet das geeignetste Material, die natürliche und richtige Einführung in die Schule zu machen. Nicht mit toten freudlosen Buchstaben trete dem Kinde entgegen. Oder gibt es nicht als das *Abc*, womit der Lehrer anfangen kann? Wir müssen das Kind auf eine angenehme, angemessene Weise zur *Aufmerksamkeit* und *Arbeit* hinführen. Und das geschieht am leichtesten dadurch, indem wir einen nahen passenden Gegenstand mit ihnen anschauen und besprechen. Unter *Anschaungsunterricht* verstanden wir aber nicht jene Denk- und Sprechübungen, wie sie insbesondere Krause schon vor mehr als 50 Jahren mit Eifer betrieben hat. Zu dem Zwecke benützte er jeden beliebigen Stoff, um Verstandesübungen daran vorzunehmen. Dieser Unterricht war einseitig und wenig fruchtbar. Mag damit eine äußere Sprachfertigkeit angebahnt worden sein, mag der Schein viele bestochen haben, der Verstand wurde nicht geweckt, und das Herz blieb leer. — Gegenstände aus unmittelbarer Nähe sollen vorgeführt werden. Diese sind zu besprechen. Was da der Schüler nicht alles herausfindet! Der Lehrer hilft nur als Ordner mit, führt hin und bessert aus. Es ist eine Freude, in wie kurzer Zeit die Kleinen ein nettes, mündliches Aufsätzchen fertig bringen. Wie sie erzählen, Richtiges und Falsches unterscheiden können. Es war in der zweiten Woche. 1. C. hat die Wandtafel besprochen, das Thema war so ziemlich erschöpft, nur hatte mir noch keines gesagt, wo sie denn herkomme. Ich fragte: Nun aber saget mir, wo wächst denn die Wandtafel? Auf der Tanne, sagte Karl. So, jetzt kommt, wollen wir in den Wald gehen und Wandtafeln suchen. Nein, nein! protestierte der nämliche, wir würden keine Wandtafeln finden. Man muß die Tanne zuerst umhauen, zur Säge führen, Bretter machen. Dann muß der Schreiner diese hobeln und zusammen machen, dann muß man sie zuerst noch malen, erst dann hat man eine Wandtafel. Welch' ein Triumph in der kleinen Brust, den Lehrer so heimgeschickt zu haben. Bei diesem Unterricht dürfen, ja müssen wir umständlich werden. Die Schüler bringen die Schwammbüchsen, dann sehen sie, die ist schwarz, die rot, die braun, die blank, die rostig &c. Deutliches Sprechen im Chor und einzeln ist unerlässlich. In dieser Abteilung schon lege ich ein besonderes Gewicht darauf, leichte Wörter in die *Baute* zu zerlegen. Und sie tun das noch so gern. *B. V. naß. Sagt's recht deutlich. Sagt's langsam, Buchstabe für Buchstabe.* Ich halte bei jedem einen Finger auf, wenn's die Schüler selber auch tun, ist es noch besser. Wie viele Buchstaben sind's? Wie heißt der erste, der zweite, der dritte? Oder *Orgel. Sagt's! Nein, nicht Ogel. Orgel. Wie heißt der zweite Buchstabe? r. Diesen haben vorhin viele ausgelassen.* So — jetzt ganz langsam. Wer wollen die Buchstaben zählen. Andere Wörter: *bös, brav, süß, Buch, Tisch, Bank, Auge.* So wird jede Woche geübt, im 2. C. fleißig fortgesetzt und für alle Zukunft empfohlen. Ein besseres Mittel für die *Rechtreibung* weiß ich keines. Sind doch viele Anfänger fähig, im zweiten Semester Wörter, die sie noch nie gesehen haben, aus

dem G e h ö r richtig auf die Wandtafel zu schreiben. 2. G. erweitert und vertieft den Anschauungskreis und pflegt besonders das Tätigkeitswort.

Das Schreiben und Lesen, Schreibleseunterricht genannt, geht Hand in Hand und ergänzt sich gegenseitig. Da haben wir uns an die F i b e l zu halten, aber vergessen wir die Vorübungen nicht; 4 Wochen habe ich gesagt, dürfen dazu verwendet werden, und ich wiederhole es. Schaffen wir nicht in der ersten Woche schon N a c h z ü g l e r. Die mit z w e i Talenten bilden den Maßstab unserer Klasse. Wie bemühend ist es in einer Schule, wo die obere Klasse kaum 50% der untern ausmachen. Dieses Übel nimmt doch irgendwo den Anfang, wie jedes andere. Wo, wäre interessant zu erfahren. Es hat seinen Sitz in den untern Klassen. Da bildet sich jener schädliche Pilz, der in den Rekrutenbüchlein als 4 und 5 sich breit macht. Wenn ich aber nicht eile, dann werde ich mit der Fibel nicht fertig, und das Examen kommt doch, hat man mir einst entgegen gehalten. Werden Sie — und kommt doch —. Hm. Wer hat denn gesagt, die Fibel müsse ganz fertig sein? Niemand. Und wenn es einmal jemand gesagt hätte, so wäre das ganz sicher kein Schulmann gewesen. Ich kann und will mich durchaus nicht als Muster hinstellen; aber innert 30 Jahren bin ich ein einziges Mal mit ihr fertig geworden — im Jahre des Heils 1896. Es hat das aber auch gar nichts zu bedeuten. Aber d a s hat etwas zu bedeuten und zwar sehr viel, daß möglichst a l l e Schüler ein anständiges Ziel erreichen. Ich habe mir an mehr als einem Orte notiert: Ich wollte, ich wäre nicht so weit im Lesen, und dafür würde im Sachunterricht mehr geleistet. Übrigens, wenn wir auch mehrere Seiten unberührt lassen, findet sich der Schüler im 2. Schulbuch sofort zurecht. Zum Überflusse sei's noch gesagt, an Staatsexamen fragt der Professor den Kandidaten: Welches Buch oder Werk haben Sie studiert? Das und das auch? Nein. Nun, das hat nichts zu bedeuten. Und er richtet sich nach dem, was man studiert hat, und der Kandidat kann nichtstestoweniger die erste Note einheimsen. Doch zurück in die niederste Bank. Die Größern haben den Kleinen schon vor dem Schulgebete Quadrate liniert. Am ersten Tage haben sie darin einen Schrägstrich gemacht, heute gibt es deren zwei, und es entsteht, das Malzeichen. Für die Schwächern schon Arbeit genug, bis sie die Ecken treffen. Dann folgen senkrechte Striche, wagrechte Striche, das Unterstrich, das Komma, der Punkt, dieser muß aber an der Wandtafel vorgeübt werden, wie er hingerieben wird, zwei Punkte, drei Punkte, in jede Ecke einen Punkt, das Uzeichen, eine O, ein I. Erst nach diesen Übungen kommen die mittellinigen Buchstaben an die Reihe; jeden Tag einer. Nur große Linien. Die frühern werden repetiert, schriftlich und mündlich. Verbindung zweier Buchstaben. Während etwa zwei Wochen wird die H a s c h m e t h o d e — nach W i d m a n n — betrieben. Die Schüler müssen sich klar bewußt werden, daß „in“ aus z w e i Dingen zusammengesetzt ist. Ich schreibe z. B. sämtliche Selbstlaute in ziemlicher Entfernung auf die Wandtafel. Auf ein Stück Schiefer ohne Rahmen schreibe ich den „n“ an den Rand hinaus. Die Schüler sprechen diesen Konsonant gedehnt aus, und ich nähere mich mit ihm allmählich einem Vokal. Sobald jener diesen erreicht hat, sprechen die Schüler seinen Namen. Andere Kombinationen zur Genüge. Der erste Abschnitt (St. 1—10) ist 2—3 mal auf der Wandtafel im Chor und einzeln durchgenommen, jetzt (Juli) wird die Fibel ausgeteilt; St. 1 beginnen. Alle Tage eine Übung, bei der Repetition eine Seite. Nach jedem Abschnitt wird repetiert. Es darf nicht anders gelesen werden, als es m ü s s e n zuerst die Laute einzeln gesprochen werden. Es bewahrt vor Flüchtigkeit und Mechanismus. Ob's den Herren Schulbesuchern gefalle oder nicht, das ist gleichgültig, wenn die Schüler nur richtig lesen lernen. Nur in den letzten zwei Monaten lasse ich zusammenhängend lesen. Fleißig schreiben, jeden Tag einen Punkt ins Auge fassen. Das Abschreiben wird viel zu sehr betrieben. Im 2. Semester sollten die Schüler lernen, selbständig

gesprochene Sätze frei niederschreiben. Schon im 1. C. wird fleißig nach Inhalt der Wörter und Sätze gefragt; im 2. C. wird kein Satz gelesen, ohne davon Rechenschaft zu verlangen. Der Anschauungsunterricht und mit ihm der Schreibunterricht erweitert sich auf Beobachtungen in Schule, Stube, Küche, Scheune und Feld. Das Tätigkeitswort fleißig zur Anwendung bringen, es ist wichtig, sehr wichtig für die Zukunft. Auch kleine Gedichte lasse ich erst abschreiben, dann auswendig, Selbstkorrektur, Korrektur durch die Schüler und schließlich durch den Lehrer. Wenn es anfänglich auch strotzt von Fehlern, es kommt schon besser, Übung, Korrektur und Nachkorrektur. Es ist ein fruchtbares, ein dankbares Gebiet. Nur Beschreibung und wieder Beschreibung, wie eintönig und gedankenarm. Erzählung trete du hervor, dir gebührt das erste Recht, der erste Platz, die erste Aufmerksamkeit von unten bis oben.

Übers Rechnen mich ins Breite verlieren, hieße Wasser in den Rhein tragen. Wir haben ein gutes Rechnungsmittel von Baumgartner in den Händen. Fürs erste Halbjahr ziehe ich es vor, die Rechnungen auf die Wandtafel zu schreiben, weil es für Klassenunterricht mir viel geeigneter scheint. Fleißig Kopfrechnen, anschaulich und klar, langsam voran, damit die Krähwinkler auch mitwürgen. Solange ich wähnte, mit 1. C. innert 20 fertig zu werden, hatte ich täglich die liebe Not und brachte es zu gar keinem Ziele. Und im 2. C., wenn der Zahlenraum erweitert wurde, wollte es erst nicht gehen. Mit den einfachsten Zahlen waren die Schüler so unbeholfen, wie die Kaze mit einer Handorgel. Seit ich mir nur den Zahlenraum von zehn als Aufgabe gesetzt, geht es herrlich, spielend. Muß aber das noch beifügen, für den Lehrer ist es leichter, innert 20 herumzutappen, als sich eine Gewandtheit innert zehn anzueignen. Aber wie blinzeln die Neuglein, wenn ich die Wandtafel als Tisch auf die Bänke lege und mit meinen rotbefrakten Bleisoldaten auf den Plan rücke. Zwei feindliche Lager; hier sind wieviel? Hier? an beiden Orten zusammen? Der Kampf beginnt. Ein Schuß (Schlag auf den Tisch). — Wie viele sind gefallen? Wie viele stehen noch? Ein zweiter Schuß — u. s. w. Wenn ihr dann gut rechnen könnt, kommt der General. Das ist ein schöner Herr; er sitzt auf einem Pferd. Wenn die Kinder die Mutter fragen wollen, ob sie glaube, das Pferd des Generals sei wohl lebendig, so steht es ihnen frei. Regelspiel und hundert andere Sachen können gut und leicht verwendet werden. Als Anschauungsmittel innert 20 eignen sich besonders die Finger des Lehrers und des Schülers. Summa Summarum: Innert 10 gründlich, innert 20 klar, innert 100 keine Schwierigkeiten.

O Schauder und Entsetzen! Jetzt kommt bald das Examen, und du mußt Rechenschaft geben über deinen Haushalt, — so wurmt es zur gewissen Zeit an einem gewissen Ort. — Sei ruhig, mein Kind. — Aber was sagen die Schüler dazu? Wollen Sie mal fragen. Jetzt ist bald Examen. Ja, wir wissen. Ich sehne mich darnach, denn es kommen viele Herren. Dann lese ich laut. Und ich will dann ein Geschicklein erzählen. Und ich schreibe recht schön, die Mutter wäscht mir noch die Tafel. Denn wird's lustig, Albina hat es mir gesagt.

Das sind nur einige flüchtig hingestreute Brosamen vom Tische einer Unterrichterschule, und doch dürften sie hinreichen zu verstehen, warum mancher Lehrer der obern Klassen des Heimwehs nach der Unterrichterschule, wo er früher wirkte, nie ganz los wird. Dem Unterlehrer aber mögen sie Mut und Ausdauer verleihen, wenn sein „tägliches Brot“ hie und da hart und spröde erscheint. *Ar ô e i t u n d G o t t v e r t r a u e n!* und bald wieder wird dir das Kinderauge entgegenleuchten, gleich der Sonne, die nach schwerem Gewitterregen segenspendend durch die Wolken schaut.

A. M.